This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF

THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830–1842

24247.34

Harvard College Library

BOUGHT WITH INCOME

FROM THE BEQUEST OF

THOMAS WREN WARD

LATE TREASURER OF HARVARD COLLEGE

The sum of $5000 was received in 1858,
"the income to be annually expended
for the purchase of books."

DER SAGENKREIS

VOM

GEPRELLTEN TEUFEL

VON

AUG. WÜNSCHE.

D. 650

LEIPZIG UND WIEN
1905
AKADEMISCHER VERLAG

24247.34

HARVARD COLLEGE
FEB 26 1903
LIBRARY

Ward fund

Druck von Adolf Alkalay & Sohn, Pressburg.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
DEC 19 1961

Vorwort.

Der Sagenkreis vom geprellten Teufel nimmt schon deshalb unser Interesse in Anspruch, weil in ihm sich ein köstlicher Humor der Volksseele spiegelt. Vor allem sind es die deutschen Sagen, die diesen Humor zur Geltung bringen. Es ist geradezu eine Lust mit anzusehen, wie die Anschläge des Gottseibeiuns, der alle Gemüter mit Grausen und Entsetzen erfüllt und bei seinem Erscheinen ein unheimliches Gruseln erweckt, durch die menschliche Klugheit zu schanden werden. So ungebärdig er sich auch stellt, er muss auf die Opfer, die sich ihm verschreiben, verzichten und kann ihnen nicht beikommen.

Betrachtet man die einzelnen Sagengebilde, welche den geprellten Teufel zum Gegenstande haben, auf ihre schriftstellerische Komposition hin, so macht sich fast in allen ein hochdramatischer Zug bemerkbar. Die Situation wird immer ernster und spannender, Furcht und Mitleid erfüllen den Leser oder Hörer, mit einem Male aber tritt die Peripetie ein, und die Katastrophe bringt einen heiteren Abschluss.

Sicher stehen die Sagengebilde der verschiedenen Abschnitte miteinander in engem Zusammenhange. Es sind Variationen desselben Themas. Das Neue jeder Sage betrifft nur Äusserliches; doch die handelnden Personen, sowie die Veranlassungen, die dem Teufel ein Opfer in die Hände spielen und die besonderen Umstände, durch die die Prellung erfolgt, bringen eine gewisse Abwechslung in das Einerlei. Wir haben es demnach mit Wanderstoffen zu tun, d. h. mit Entwickelungen aus einer gemeinsamen Wurzel, denen der Volksmund immer wieder neues Kolorit gegeben hat. Aus Bastians Völkeridee, die

ein selbständiges Entstehen für die legendarischen Erzählung
aus der Gemeinsamkeit der menschlichen Natur fordert, lä
sich die Übereinstimmung der vom geprellten Teufel hande
den Sagen nicht erklären.

Da die einzelnen Abschnitte des Werkes bereits in No
und Süd und in den wissenschaftlichen Beilagen der Münchn
Allgemeinen Zeitung und der Leipziger Zeitung vor Jahren
schienen sind, so glaubte der Autor ihnen ihren Charak
als Artikel belassen zu sollen. Nur um Wiederholungen zu v
meiden, mussten Streichungen einzelner Absätze erfolgen.
verschiedenen Stellen aber ist neues Material hinzugefügt word
Die grösste Umgestaltung hat der Abschnitt erfahren, der v
geprellten Teufel in seinem Anspruche auf Erdland und Ern
ertrag handelt.

Auf absolute Vollständigkeit in der Behandlung der Sag
vom geprellten Teufel im reichen Sagenschatze der Weltlitera
macht unser Werkchen keinen Anspruch. Wir glauben ab
dass keine Sagen mit wesentlich neuen Momenten übersch
worden sind.

So mag das Werk sich als ein kleiner Baustein in d
stolzen Bau der Folkloristik mit einfügen, an dem heute
viele Hände mit grossem Erfolge tätig sind.

Dresden, 10. Mai 1905.

Prof. Dr. theol. et phil.
Aug. Wünsche.

I.

Der geprellte Teufel, das altchristliche Dogma von der Versöhnung und der germanische Götterglaube.

Die Juden haben die Lehre vom Teufel neben anderen Lehren von den Babyloniern erhalten und durch die Berührung mit anderen Religionsanschauungen des Orients, namentlich mit dem Parsismus, allmählich weiter ausgebildet. Im religiösen Vorstellungskreise der Babylonier begegnet uns in den Ominatafeln ebenso die Idee von einem dämonischen Wesen, das gegen die einzelnen Menschen auf der Erde bei den Göttern bald den Ankläger (bêl dabâbi), bald den Verfolger und Bedränger (sâdiru) macht, wie wir von einem Schutzgotte hören, der sich des Menschen annimmt, ihn bei den Göttern vertritt und für ihn bei denselben sich als Fürbitter aufwirft. Wir haben hier eine Übertragung des irdischen Gerichtsverfahrens auf die himmlische Welt. Wenn der Mensch vor Gericht angeklagt ist, so fungiert ausser dem Ankläger (κατήγορος) für den Angeklagten auch der Verteidiger und Fürsprecher (συνήγορος). Im Nergal-Ereškigal-Mythus kommt an der Vokabularstelle II R 32, 56 unter den Begleitern Nergals eine Figur namens Šarabdû vor, der die Rolle eines Verleumders spielt. Übrigens nennen die Keilschrifttexte neben dem männlichen Ankläger (bêl dadâbi) geradeso eine Anklägerin (bêlit dadâbi) des Menschen, wie neben einem Schutzgotte eine Schutzgöttin.

Der Typhon der Aegypter kommt bei der Entwickelung der Lehre vom Teufel wenig in Betracht. Nach unserem Dafürhalten ist sein Einfluss äusserst gering anzuschlagen.

Während der Teufel als Widersacher und Gegner der Menschen im Alten Testamente verhältnismässig noch eine untergeordnete Rolle spielt, tritt er im neutestamentlichen Schrifttum schon viel bedeutsamer hervor. Aus den ihm beigelegten Namen und Attributen erhalten wir ein ziemlich genau bestimmtes und scharf begrenztes Bild seines Wesens und Wirkens.

Noch ausgeprägter tritt uns die Gestalt des Teufels in einigen zum Alten Testamente gehörenden apokryphischen Schriften und in den Anschauungen verschiedener christlicher Sekten vor Augen; ebenso haben die Kirchenlehrer der ersten sechs Jahrhunderte die biblische Lehre vom Teufel weiter ausgestaltet. Die reichste Signatur hat der Teufel dadurch erhalten, dass viele Züge germanischer Götter, Riesen, Nixen und Kobolde auf ihn übertragen worden sind.

Im Hebräischen heisst der Teufel Satan, was soviel wie Gegner, Widersacher bedeutet. Nach dem Buche Hiob (vergl. 1, 7; 2, 2 ff.) erscheint er neben den anderen Gottessöhnen noch im Rate des Ewigen als Vollstrecker des göttlichen Willens. Beim Propheten Sacharja (vergl. 3, 1. 2) aber spielt er vor Gott schon den Ankläger des Hohenpriesters Josua. Auch das deutsche Wort „Teufel", das im Althochdeutschen tiuval, im Mittelhochdeutschen tiuvel*) lautet und von διάβολος (von διαβάλλειν) herkommt, bedeutet eigentlich Ankläger, Verleumder. Das altdeutsche Wort dafür ist vâlant, das in Voland überging, wesshalb der Teufel auch zuweilen als Junker Voland auftritt.

Im religiösen Vorstellungskreise der germanischen Völker, vor allem in dem der Deutschen, spielt der Teufel eine ganz hervorragende Rolle. Es wird ihm ein Wirkungskreis zugeschrieben, dem gegenüber selbst Gott in der Machtsphäre seines Weltregiments als beschränkt erscheint. Nicht nur dass er allerhand Unglück in die Welt bringt, Krankheiten und Seuchen schickt, die Frucht

*) Der Übergang dieses Wortes aus dem Mittelhochdeutschen in das Neuhochdeutsche ist derselbe wie bei hiute in heute und bei liute in Leute.

in Feld und Garten schädigt, den Nutzen des Viehes im Stalle vereitelt, er verleitet auch die Menschen unter allerhand Verlockungen zum Abfall von Gott, verführt sie zur Sünde und sucht ihre Seelen in seine Gewalt zu bringen, um sie in die Hölle zu versetzen. Doch nicht immer erreicht der Teufel sein Ziel. Öfters wird er von den Menschen, die mit ihm einen Vertrag geschlossen und sich ihm als Eigentum verschrieben haben, hinter das Licht geführt und er wird zum betrogenen, geprellten, überlisteten und dummen Teufel. Durch die von den Menschen dabei angewendeten Kniffe und Pfiffe wird er zu einer Figur, die bei allem Grausenerregenden doch viel Drolliges hat und unser Lachen erregt. Zur Entstehung und Herausbildung der komischen Figur des Teufels hat vor allem zweierlei beigetragen: einmal das Dogma von der christlichen Versöhnung, sodann der alte germanische Volksglaube. Die erste Grundlage zu der Vorstellung vom geprellten Teufel gibt uns schon das Evangelium des Nikodemus Cap. 20, 22 und 23 in der Unterredung des Satans mit dem Hades, wo die Überwindung des Satans als ein Werk der Überlistung durch den Erlöser dargestellt wird. Vergl. das Testament Assers c. 1; Apokalypse des Moses §§ 15—30; das Leben Adams und Evas: Evas Erzählung vom Sündenfall (bei Kautzsch, die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments). Noch deutlicher erhellt dies aus dem Kampfe des höchsten Gottes mit dem ihm feindlich widerstrebenden Demiurgen, wie er vorzugsweise in der Lehre der häretischen Richtung der Ophiten und im Systeme des Gnostikers Marcion erscheint.*) Der Demiurg hatte als Schöpfer und Beherrscher der Welt und insbesondere des Menschen ein Recht auf seinen Besitz. Der vom höchsten Gotte aber gesandte Erlöser fiel in sein Reich ein und suchte ihm die Menschheit abwendig zu machen. Da der Demiurg dieses Vorgehen als einen Eingriff in sein Recht und als eine Vermin-

*) Im babylonischen religiösen Vorstellungskreise hat dieser Kampf des höchsten Gottes, oder mehr christlich gewendet, des Erlösers mit dem Demiurgen in dem Kampfe des Lichtgottes mit dem Drachenungeheuer Tiâmat, der Inkarnation der Finsternis, sein Prototyp.

derung seiner Machtbefugnis betrachtete, so bot er mit seinem Dämonenheere alles auf, um den Gegner durch den Tod aus dem Wege zu räumen. Doch sein Plan, so fein und schlau er auch ausgesonnen und berechnet war, missglückte, denn der dem Erlöser bereitete Tod bewirkte gerade das Gegenteil von dem, was er beabsichtigten sollte. Treffend schildert Bauer in seinem Werke: Die christliche Lehre von der Versöhnung, Tübingen 1838, S. 29 den ganzen Vorgang mit den Worten: „Der Kampf des Erlösers mit dem Demiurg sollte für jenen mit dem Sieg, für diesen mit einer Täuschung enden, indem er vereitelt sah, was er beabsichtigte. Diese Täuschung erhielt eine um so anschaulichere Wahrheit und trat um so unmittelbarer in ihrem eigentümlichen Begriff hervor, je kurzsichtiger der Demiurg erschien, je mehr er selbst zu seiner Täuschung die Hand bot und sich durch seine eigenen Waffen schlagen liess. Dazu diente nun gerade der Begriff der Gerechtigkeit. Die eigenen von dem Demiurg selbst als dem Gott der Gerechtigkeit gegebenen Gesetze sprachen ihm das Urteil, dass er, wie er Jesus, den Gerechten, getötet hatte, so nun selbst von ihm getötet und der bisher geübten Herrschaft beraubt werden müsse.“ Auch Tertullian kennt die Loskaufung von den bösen Geistern durch Christus. Vergl. de fuga c. 12.

Die orthodoxe Kirchenlehre setzte nun an die Stelle des Demiurgen der gnostischen Systeme den Teufel. Zunächst war es Irenäus, der heftige Gegner der gnostischen Spekulation und philosophische Verarbeiter der historischen Grundlagen des Christentums, der die Lehre von der Versöhnung in diesem Sinne ausbaute und unter den Begriff der Gerechtigkeit stellte. Kam dem Demiurg als Schöpfer der Menschen von vornherein ein gewisses Recht auf diese zu, so brachte der Teufel sie durch die erste Sünde in seine Gewalt. Wenn auch die ersten Menschen, die das Eigentum Gottes waren, durch seine Überredungskünste, den Willen Gottes zu übertreten und von der Frucht des verbotenen Baumes der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen, von ihm zur Sünde verführt worden waren, so hatten sie sich doch durch eigene Zustimmung zum Ungehorsam ver-

leiten lassen und waren somit freiwillig in sein Netz gegangen. Zwar hätte Gott das Recht zugestanden, dem Teufel die mit Unrecht an sich gebrachte Beute mit Gewalt wieder zu entreissen, doch seine Gerechtigkeit sträubte sich dagegen. Aus Liebe zu ihr schlug er mit ihm ein rechtliches Verfahren ein. Beruhte das Recht des Teufels auf den Menschen darauf, dass er sich aus eigener Wahl in seine Gewalt gegeben hatte, so hörte dieses Recht von selbst auf, wenn ein Mensch mit eigener Willenskraft ihm wieder abrang, was ihm eingeräumt war. Gelang einem Menschen das zu vollbringen, so war der Teufel genötigt, selbst anzuerkennen, sein Recht auf die Menschen verloren zu haben, und er konnte gezwungen werden, seine Beute wieder herauszugeben. Zu diesem Zwecke erschien nun Jesus Christus, der Gottmensch. Dieser musste einerseits Gott sein, weil ihm eine Leistung oblag, die über die sittliche Kraft des Menschen hinausging, er musste aber andererseits auch wieder ein Mensch sein, weil die Besiegung des Teufels auf rechtlichem Wege nur durch einen Menschen erfolgen konnte. So brach Jesus als der Stärkere in das Haus des Starken ein, nahm den Teufel in dem Augenblicke, wo er sich auch seiner bemächtigen wollte, gefangen und entriss ihm dadurch zugleich die, welche von ihm gefangen genommen worden waren. (S. Irenäus advers. haeres. V. 1, 1; 21, 3; III, 18, 7; 16, 9; 19, 3.)

Von einer eigentlichen Täuschung des Teufels durch Gott ist bei Irenäus noch keine Rede, vielleicht hat er sie mit Absicht vermieden, um nicht den Gnostikern Anlass zu dem Einwande zu bieten, das rechtliche Verfahren gegen den Teufel habe eine Einschränkung erlitten. Wohl aber erscheint Jesus dadurch, dass er aus freier Entschliessung sein Blut am Stamme des Kreuzes für die Menschen vergoss, unter dem Gesichtspunkte eines von Gott dem Teufel angebotenen Lösegeldes (λύτρον). Gott wird dabei als Kaufmann gedacht, der mit dem Teufel das Geschäft abschliesst.

Ganz anders Origenes. Dieser Kirchenlehrer führte den Gedanken einer von Gott beabsichtigten Täuschung durch ein Lösegeld in die christliche Versöhnungslehre ein, wenn er auch

noch der Ansicht war, dass Jesus dem Teufel das Lösegeld gab, während es doch Gott zu leisten hatte, damit der gegen die Menschen lautende Schuldbrief zerrissen und die rechtmässige Herrschaft des Teufels gebrochen würde. Nach seiner Theorie waren wir durch die Sünde in die Gewalt des Teufels übergangen, daher war eine Wiederloskaufung notwendig. Jesus Christus brachte den Kaufpreis dar, indem er in freier Liebe seine menschliche Seele als Lösegeld dem Satan überlieferte. Zu diesem Zwecke nahm er Knechtsgestalt an und erschien auf Erden, wo der Tod seine Herrschaft entfaltet, wie ein edler König, wenn er mit dem Usurpator kämpfen und doch die Untertanen schonen will. In allen Stücken den Menschen dem Anschein nach gleich, stellte er sich unter sie, liess sich durch Judas verraten und durch die Henker ans Kreuz schlagen. Doch als er in das Totenreich hinabstieg, verursachte seine Seele dem Teufel solchen Schmerz, dass er sie nicht festzuhalten vermochte. Nach drei Tagen brach er aus der Hölle aus und befreite auch die daselbst festgehaltenen Seelen der Menschen, die an ihn glaubten. Dadurch, dass der Teufel sich einbildete, Jesu Seele sei nicht mehr wert als die Seelen der anderen Menschen, täuschte er sich, denn sie war, weil sie mit dem Logos zu einer unauflöslichen Einheit verbunden war, mehr wert als die Seelen sämtlicher Menschen. Origenes stellt diesen Selbstbetrug mit grosser Lebendigkeit dar und gibt ihm ein fast dramatisches Gepräge. „Er (unser Heiland) trieb es," so heisst es bei ihm zu Matth. XVI, 8, „im Dienste für unser Heil soweit, dass er seine Seele zum Lösegeld für viele gab, die an ihn glaubten. Hätten alle an ihn geglaubt, so würde er seine Seele für alle gegeben haben. Wem gab er aber seine Seele zum Lösegeld für viele? Gewiss nicht Gott. Nicht also dem Teufel? Denn dieser herrschte über uns, bis ihm die Seele Jesu zum Lösegeld für uns gegeben war. Diese hatte er nämlich gefordert, betrogen durch die Einbildung, sie beherrschen zu können, er bedachte jedoch nicht, dass er die mit ihrer Festhaltung verbundene Qual nicht ertragen könne. Deswegen herrschte der Tod, welcher über ihn zu herrschen schien, nicht mehr über ihn, da er unter den Toten

frei und stärker als die Macht des Todes war. Ja, er ist dem Tode soweit überlegen, dass alle, die unter den vom Tode Überwundenen ihm folgen wollen, ihm folgen können, ohne dass der Tod etwas gegen sie vermag. Wir sind also mit dem kostbaren Blute Jesu erkauft. Zum Lösegeld für uns ist die Seele (ψυχή) des Sohnes Gottes gegeben (nicht sein Geist, denn diesen hatte er nach Luc. 23, 46 bereits vorher seinem Vater übergeben), auch nicht sein Körper, denn von diesem finden wir nichts dergleichen aufgezeichnet". Vgl. Hom. in Exod. VI, 150; Hom. in Joan. VI, 152; Hom. in Matth. XIII, 580; Hom. in Lev. I, 286. Da Origenes ausdrücklich die Seele Jesu von seinem Geiste unterscheidet, so unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, dass er unter jener sich die menschliche und unter diesem die göttliche Natur oder den Logos in Jesu gedacht hat.

Die von Origenes aufgestellte Versöhnungstheorie beherrschte im grossen und ganzen für längere Zeit die Kirche. Wenn auch Gregor von Nyssa, der hinsichtlich der wissenschaftlichen Erfassung und Durchdringung der christlichen Lehre Origenes am nächsten kommt, in seiner oratio catechetica c. 22—26 an der Vorstellung des Origenes beanstandet, dass dem Teufel eine rechtmässige Herrschaft über die Menschen gebührt habe und ihm vom Erlöser ein Lösegeld angeboten worden sei, so hält er doch nicht nur an dem dem Teufel gespielten Betrug fest, sondern sucht ihm noch den Stempel grösserer Wahrscheinlichkeit aufzudrücken, als dies von Origenes geschehen war. Erklärte Origenes nur, der Teufel sei in das Netz des Kreuzes gefallen, so erörtert er, warum der Teufel Verlangen trug, sich des Erlösers zu bemächtigen, und wie es kam, dass er den ihm gespielten Betrug nicht merkte. In ersterer Hinsicht lehrt er: Da bei dem Teufel die Wurzel der Bosheit die Selbstsucht ist, so konnte er sich zu dem von Gott ihm gebotenen Tausche nur dann verstehen, wenn er für das, was er bereits in seiner Gewalt hatte, etwas noch Kostbareres und Wertvolleres zu erhalten hoffen konnte, „etwas, was seinem Stolze neue Nahrung gab". Jesus besass nun infolge der ihm einwohnenden Wunderkraft Vorzüge, wie er sie bisher an keinem Menschen wahrgenommen

hatte. Dieselben reizten seine Begierde in solchem Grade, dass er auf den Tauschvertrag einging und Jesum als Lösegeld für die annahm, die sich bereits in seinem Bereiche befanden. Doch wie konnte sich der Teufel über die Person Jesu so arg täuschen? Das hatte darin seinen Grund, dass Jesus die Hülle eines Menschen angenommen hatte. Der Teufel übersah den in ihm verborgenen Logos, er merkte nicht seine göttliche Natur. Gott spielt dabei die Rolle eines klugen Fischers, der seine Angel mit der Lockspeise nach dem Teufel auswirft. Unter der Angel hat man sich das Göttliche in Jesu, unter der Lockspeise das Fleisch oder das Menschliche in ihm vorzustellen. Gregor von Nyssa bedient sich selbst des Bildes, die Gottheit in Jesu habe sich unter der Hülle der Menschheit verborgen, damit, nach Weise der lüsternen Fische, mit der Lockspeise des Fleisches zugleich die Angel der Gottheit verschlungen werden sollte. Wie ein gieriger Fisch schnappte der Teufel nach Jesu und verschlang mit der Menschheit zugleich die Gottheit. Ein Unrecht widerfuhr dem Teufel damit schon deshalb nicht, weil er durch die ihm vorgehaltene Hülle der menschlichen Natur nur ganz in der Art betrogen wurde, wie von ihm selbst die ersten Menschen durch die Lockspeise der Lust betrogen worden waren.

Wie Gregor von Nyssa, so stellen sich auch Gregor der Grosse, Cyrill, Leo der Grosse, Ambrosius und Johannes von Damaskus unter Heranziehung verschiedener Bilder die Erlösung als einen von Gott dem Teufel angebotenen Tausch dar, bei dem dieser überlistet und betrogen wurde. Damit der Teufel die göttliche Natur in Jesu nicht gewahr werde, ging sie gleich bei der Menschwerdung mit dem Fleisch eine innige Verbindung ein; wäre ihm von vornherein ihre wahre Bedeutung klar gewesen, so hätte er zu dem Handel nicht die Hand geboten. Dadurch nun, dass der Teufel sich an Jesu, dem Heiligen und Sündlosen, vergriff, ihn mit Versuchungen plagte und zuletzt tötete, überschritt er seine Rechtssphäre und musste infolge dessen auch alle diejenigen hergeben, die bis dahin mit einem gewissen Rechte in seiner Gewalt waren. Vergl. Gregor d. Gr., Homil. in Evang. II, 25, 8; Leo d. Gr. Serm. XXII, 4; Am-

brosius, Exp. in Evang. Luc. lib. IV. Ed. Ven. Tom. IV, 3, 827. Mit dieser Vorstellung einer gewaltsamen Rechtsüberschreitung seitens des Teufels verlor der listige Betrug durch den täuschenden Vertrag gewissermassen seine rechtswidrige Natur. Gregor der Grosse und speziell Leo der Grosse vergleichen den Teufel mit dem Leviathan, der den Erlöser mit dem Hamen gefangen nahm. Die menschliche Natur in Jesu war wieder die Lockspeise, durch die der Teufel gewaltig gereizt wurde. Indem er dieselbe verschlang, durchbohrte ihn der Stachel der göttlichen Natur in Jesu, und er wurde inne, die Seele des Gottmenschen nicht festhalten zu können. Die Worte Hiob 40, 25 f.: „Ziehst du wohl den Leviathan am Hamen und senkst du in die Angelschnur seine Zunge? Kannst du einen Binsenring in seine Nase setzen und mit seinem Haken durchbohren seine Backe?“ boten für diese Ansicht eine willkommene biblische Stütze. Johannes von Damaskus zieht zur Erläuterung des Vorganges als Vergleich den Saturnmytus heran. Als der Teufel nach der menschlichen Natur in Jesu, der dargebotenen Lockspeise, begierig schnappte, wurde er zugleich von dem Hamen der Gottheit ergriffen, und es erging ihm wie dem Saturn, der alle seine verschluckten Kinder wieder herausgeben musste. Vergl. Joh. Damask. III, 27.

Wenn auch die vorgeführten Erlösungstheorien in sittlicher Hinsicht auf recht schwachen Füssen stehen, so lässt sich doch nicht leugnen, dass durch sie bei allem Ernste eine heitere Komik und ein köstlicher Humor geht. Ebenso wie der Teufel die Menschen mit Überlistung durch die erste Sünde in seinen Besitz gebracht hatte, ebenso wurden sie ihm mit Überlistung auch wieder entzogen. Sein Betrug wurde ihm mit einem gleichen Betrug erwidert. Selbstredend musste der ganze Gedankenkreis aus der Bibel geschöpft werden; ausser der bereits angezogenen Stelle in Hiob waren Aussprüche wie Eph. 3, 9; 1. Petr. 1, 12; Joh. 1, 5 und 1.Cor. 2, 8 den leitenden Motiven sehr günstig.

Doch nicht nur das Dogma von der christlichen Versöhnung hat zur allmählichen Ausgestaltung der Figur des geprellten Teufels, wie sie in den Volkssagen uns vor Augen tritt, beigetragen, es ist auch der alte germanische Götterglaube dabei

wesentlich mit im Spiel gewesen und hat immer frischen Anwuchs und neue Triebe gezeitigt. Es ist eine bekannte Tatsache, dass bei der Christianisierung der Germanen die römische Kirche sehr behutsam zu Werke ging und den christlichen Glauben soviel wie möglich an deutschheidnische Vorstellungen anzupassen sich bestrebte. Deshalb übertrug man verschiedene Götter in ihrem freundlichen Wirken auf den Heiland und seine Apostel. Auf den Teufel wurde alles dasjenige vereinigt, was in dem Wesen der Götter, Riesen, Nixen, Kobolde und Elben für die Menschen verderblich und unheilvoll war. Wenn auch die Volksmeinung der Verteufelung der segenspendenden Götter Widerstand geboten haben mag, so war doch manches in ihrem Wesen, was sich in ein ungünstiges Licht stellen liess. So sind vom obersten und höchsten Gotte Odin oder Wuotan verschiedene Züge und Wesenseigentümlichkeiten im Bilde des Teufels leicht wiederzuerkennen. Wie er, der Beherrscher des Luftreiches, als wilder Jäger in den Wolken am Himmel dahinjagt und die Seelen mit sich fortführt, so zieht auch der Teufel als Höllenjäger nach Beute aus und reisst sie in raschem Fluge durch die Luft mit sich fort. Als erläuterndes Beispiel dafür mag die Haddingsage (vergl. Saxo 1, 12) und die Braunschweiger Sage von Heinrich dem Löwen dienen. Dort hüllt Odin seinen in der Schlacht geschlagenen Günstling in seinen Mantel, unter dem man sich die Wolke vorzustellen hat, und führt ihn in schnellem Galopp in die Heimat, hier wird Heinrich der Löwe vom Teufel durch die Luft getragen. Vielleicht ist Heinrich der Löwe erst an die Stelle des edlen Möringer getreten, von dem die jüngere Edda in der Dämisaga berichtet.

Als wilder Jäger ist Wuotan in einen grauen Mantel gehüllt und trägt einen Schlapphut auf dem Kopfe, oder er tritt als „Grönjette“ auf. Ganz ebenso erscheint der Teufel bisweilen als ein altes graues Männchen oder als Jäger und Ritter in grünem Mantel und mit eingedrücktem Hut. Vergl. Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 43 und 101. Auch der vom Teufel sorgfältig verborgene Pferdefuss deutet auf Wuotan hin, der auf einem achtbeinigen Schimmel Sleipnir durch die Luft reitet. Nach

einer anderen Seite hin nimmt Wuotan die Seelen der im Kampf gefallenen Helden in Walhall gastlich auf und bewirtet sie, auch den Teufel stellt man sich zuweilen als Höllenwirt vor. Ganz besonders scheinen die Bündnisse, die in den Sagen vom geprellten Teufel eine so grosse Rolle spielen, in dem Schutzverhältnisse Wuotans und seiner Günstlinge ihre Erklärung zu finden. Wer ein solches Bündnis mit dem Teufel schloss, musste sich auf feste Jahre zu seinem Dienste verpflichten; war die Frist vorüber, so war er ihm verfallen. Dass bei solchen Bündnissen der Betreffende seine Unterschrift mit seinem Blute, das er sich durch Ritzen aus der Hand entlockte, zu geben hatte, rührt sicher von dem Brauche her, wie in alten Zeiten Freundschaftsbündnisse geschlossen wurden. Wie endlich dem Odin, so wird auch dem Teufel die Erfindung des Würfelspiels zugeschrieben. Die in der Nähe der Burg Franz von Sickingens bei Landshut in der Pfalz liegenden drei Steine sollen nach der Sage noch die Würfel sein, mit denen der Teufel und der Ritter miteinander spielten. In der Hölle wird gern um Menschenseelen gewürfelt, sei es, dass der Teufel selbst der Spieler ist, sei es, dass der Apostel Petrus, wie das bekannte Fableau St. Pierre et le Jongleur beweist, in die Hölle kommt und mit dem während der Abwesenheit des Teufels Wache haltenden Spielmann würfelt und ihm alle in der Hölle weilenden Seelen abgewinnt und sie mit sich in den Himmel führt. An Stelle des Würfelspieles ist später das Kartenspiel getreten.

Weiter hat Thor oder Donar an den Teufel verschiedene Wesenseigentümlichkeiten abgetreten. Vor allem mag sein oter, auf seine Blitz- und Gewitternatur hinweisender Bart im Zusammenhange mit dem roten Mantel stehen, mit dem der Teufel bisweilen angetan ist. Noch deutlicher erhellt die Beziehung zwischen beiden durch den Bocksfuss, der den Teufel in vielen badischen Sagen kennzeichnet. Ferner fährt Donar in seiner Eigenschaft als Gewittergott auf einem mit zwei Böcken bespannten Wagen, von denen der eine, weil ihm einst, als er geschlachtet wurde, ein Knöchelchen vom Beine verloren ging, lahm geht. Hinkebein ist aber auch eine geläufige Bezeichnung

des Teufels. Sicher geht auch der Gestank, mit dem der Teufel, wenn er sich geprellt und überlistet sieht, abfährt, entweder auf den Schwefelgestank zurück, den Donar als Gewittergott verbreitet, oder er weist auf den den Böcken eigentümlichen üblen Geruch hin.*) Endlich kann auch eine gegenseitige Berührung darin gefunden werden, dass der Teufel ebenso wie Thor als Erbauer von Brücken gilt.

Von dem Gotte Heimdall dem Wächter der Brücke Bifröst, die Mirgard mit Asgard verbindet, mag namentlich das ihm heilige Tier, der Hahn, das uralte Sinnbild des Lichtes und des Feuers, in die Teufelssagen gedrungen sein, denn vielfach wird der Teufel, wenn er schon am Ziele seines Werkes zu sein glaubt und eine Menschenseele erbeutet zu haben meint, plötzlich durch das Krähen des Hahnes geprellt. Merkwürdig vertreibt auch nach altpersischer Sage der heilige Hahn Parodar die Dämonen oder Devs in der Nacht.

Weiter sind Vorstellungen von Loki, dem Gegner und Widersacher der nordischen Götter, auf den Teufel übergegangen. Nach der Edda wird Loki mit seiner ganzen Sippe wegen seiner Tücke, Verschlagenheit und Bosheit von den Göttern mit List überwältigt und gebunden unter der Erde gehalten, erst am Weltende bei der Götterdämmerung soll er wieder loskommen. Dieser Ideenkreis verschmolz mit der christlichen Lehre vom Leviathan, dem Sinnbild des Teufels, der gleichfalls vom Erzengel Michael gefesselt wird und bis zum jüngsten Tage in der Hölle liegen muss. Doch der Teufel wird auch selbst gefesselt und unschädlich gemacht. So bezwingt nach einer Sage aus der schwäbischen Alp (vergl. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I, S. 161, Nr. 180) der Heiland den Teufel in einem Kampfe auf dem Rosenstein bei Heubach und bannt ihn in die schauerliche Teufelsklinge, wo er bis zu seiner Erlösung verbleiben muss. Es ist dies ein Wasserkessel, in den sich von der Felsenwand herab eine starke Quelle ergiesst. Man hört zuweilen noch, wie der Teufel darin an seinen Banden rüttelt und

*) Der Bock ist sicher nicht nur durch seinen Geruch, sondern auch durch die Art seines Springens zum Attribute Donars geworden.

sie zerbrechen will. Neben Loki wird aber auch dem Fenrirwolf nach mehreren missglückten Versuchen mit einem von den Zwergen verfertigten unzerreissbaren Bande von den Göttern eine Fessel angelegt. In der Redensart: „Der Teufel ist los“ haben wir sicher noch eine Erinnerung an Fenrirs wiederholtes Sichfreimachen von den starken Banden und Stricken, die ihm von den Göttern um den Hals geschlungen wurden.

Schliesslich spielen noch manche Tieropfer, die den germanischen Göttern dargebracht zu werden pflegten, in verschiedenen Sagen vom geprellten Teufel eine Rolle, so das schwarze Schaf, der schwarze Geisbock, das schwarze Huhn und ein Hahn, der an einem Donnerstag im März aus dem Ei geschlüpft ist. S. Kuhn, Westfälische Sagen S. 102.

Am häufigsten berühren sich die Teufelssagen mit Riesensagen, und es unterliegt keinem Zweifel, dass auch hier ein Übergang stattgefunden hat. Ursprünglich bildeten die Riesen, die als Personifikationen der rohen Naturkräfte und Elementargewalten zu denken sind, wie die Hervararsage der Edda schildert, ein freundliches Reich. Erst als die Götter, Wichte und Menschen kamen, trat das Bösartige in ihrem Charakter hervor. Als Feinde aller Kultur verursachten sie heftige Stürme und eisige Kälte, und richteten Bergstürze und Überschwemmungen an, welche die menschlichen Anpflanzungen und Ansiedelungen zerstörten. Infolgedessen erhob sich ein Kampf zwischen den Riesen und den den Menschen freundlich gesinnten Göttern, wobei jene trotz ihrer furchtbaren Kraft und Strärke den kürzeren zogen und von diesen wegen ihrer höheren Einsicht überlistet und geprellt wurden. Selbst dem Menschen gegenüber mussten die ungeschlachten Unholde das Feld räumen. Eine solche kulturfeindliche und zerstörende Tätigkeit wird nun aber auch dem Teufel zugeschrieben. Auch er bringt Krankheiten über die Menschen und schädigt den Ertrag des Feldes, sodass Missernten entstehen. Vor allem will er sich des Menschen selbst bemächtigen, dieser aber nimmt den Kampf mit ihm auf und geht durch seine Klugheit als Sieger über ihn hervor. Hinter dem Schmiede von Bielefeld, Apolda usw. in den bekannten

Märchen, der den Teufel im Sacke auf dem Ambos ganz windelweich hämmert, so dass er ein Zetergeschrei erhebt und um seine Freilassung bittet, verbirgt sich, wie wir weiter unten zeigen werden, sicherlich der seinen Hammer auf das Haupt der Riesen schwingende Thor. Ist doch „Meister Hämmerlein“ auch ein gebräuchlicher Beiname des Teufels. Bei näherer Betrachtung erweisen sich ferner alle die Sagen, nach denen der Teufel mächtige Dämme, die quer durch den See gehen, Mauern, nach Art der Cyklopen, und Brücken, die hoch in den Himmel hineinragen und über Abgründe, Schluchten und Täler führen, als christianisierte örtliche Riesensagen. Auch Hünen- und Brunhildebetten berühren sich mit Teufelsbetten. S. Grimm, Myth. S. 976.

Nach germanischem Volksglauben rühren die zahlreichen erratischen Blöcke, vorzugsweise die, welche auf dem Flachlande von Norddeutschland vorkommen, von Riesen her, die sie sich entweder im Spiele gegenseitig zugeworfen, oder die sie im Zorne gegen Götter und Menschen richteten. Andere wiederum sind kleine Steinchen oder Sandkörner gewesen, die die Riesen in den Schuhen trugen, und die sie, weil sie ihnen Druck verursachten, ausschütteten. Insbesondere werden Dämme oft als Sand und Erde bezeichnet, die eine Riesin bei ihrem Aufstiege auf den Berg aus dem Loche ihrer Schürze verlor. So ist beispielsweise der Teufelsdamm im Paarsteinschen See das Werk einer Riesin, den sie mit drei Schürzen voll Erde erbaute, als sie aber die dritte Schürze herbeibrachte, brach sie ein Bein, und das Werk blieb unvollendet. Dem Ähnliches wird auch vom Teufel berichtet. Namentlich sollen die in der Nähe von manchen Kirchen, Münstern, Kapellen und Klöstern liegenden Steine von ihm stammen. Die Sagen erzählen, dass er sie aus der Luft herabschleuderte, weil ihm die Stätten des Christentums verhasst waren und er es auf ihre Zertrümmerung abgesehen hatte. Die in den Felsstücken noch vorhandenen Abdrücke von Händen und Füssen werden ebensowohl auf den Teufel, wie auf die Riesen zurückgeführt. Daneben deuten noch verschiedene andere Umstände darauf hin, dass an Stelle der Riesen nach der Bekehrung der Germanen zum Christentume vielfach der Teufel

getreten ist. Bildet doch der Name Drus, der sicher eine Entstellung von Thurs ist, eine gewöhnliche Bezeichnung des Teufels. S. Kuhn, Westfälische Sagen S. 110. Im Mythus vom Swadilfari, durch dessen Hilfe der Baumeister (smidhr) in einem Winter den Göttern eine Brücke zum Schutze gegen die Berg- und Reifriesen erbaut, sind ohne Zweifel die Riesen in den Teufel übergegangen. Wahrscheinlich bildet auch die Sage von der Ellermutter, der neunhundertköpfigen Mutter Hymirs, die nach Hymiskvidha 8 die beiden Götter Thor und Tyr beim Besuche in ihrer Wohnung durch Verstecken vor ihrem grimmigen Sohne rettet, die Grundlage zu der volkstümlichen Figur von des Teufels Grossmutter. Im Märchen vom Glückskinde bei Grimm Nr. 29 heisst des Teufels Grossmutter geradezu noch Ellermutter. Ebenso mag in der Redensart: „vom Teufel holen“ noch ein alter Überrest des ehemaligen Glaubens an Riesen verborgen liegen, indem man annahm, jeder Vermisste sei von Trollen oder anderen schlimmen Wichten (uvättir) geholt worden.

Endlich wie Tiere und Pflanzen früher nach Göttern oder Riesen, so wurden sie später nach dem Teufel benannt oder wenigstens mit ihm in Verbindung gebracht; namentlich war dies der Fall, wenn die schädliche Seite des Tieres oder der Pflanze vor der nützlichen überwog. S. Grimm, Myth. S. 981 u. Kuhn, Westfälische Sagen, II, 110. Was die Pflanzen anlangt, so geht dies ganz deutlich aus dem Hafer hervor. Dieser war dem Loki heilig, und in dem Sprichworte: „Der Teufel hat seinen Haber“, wird derselbe auch in Beziehung zum Teufel gesetzt. Die Gymnadenia ferner, eine Orchidee mit handförmig geteilter Wurzel, heisst die Teufelshand, ihr altnordischer Name ist Forneotes folme, nach der Hand des alten Riesen Forneot benannt. S. Simrock, Myth. S. 550, u. Chevalier, Der deutsche Mythus in der Pflanzenwelt, zweiter Jahresbericht des k. k. Realgymnasiums in Smichow 1876, S. 30. Sogar die Wichte, Zwerge und Elben, die nach dem alten Volksglauben ursprünglich in gleicher Weise wie die Riesen ein friedliches Reich bildeten und erst böse wurden, als die Menschen kamen, haben verschiedene Züge an den Teufel abgegeben. Aus dem Wasser-

mann ist geradezu der Teufel geworden, wofür die Sage vom Teufelsbade, einem Weiher bei dem Kloster Michelstein, unfern Blankenburg im Harze, spricht. Vergl. Pröhle, Aus dem Harz S. 85, u. Menzel, Deutsche Dichtung I, S. 95. Nach mythologischer Vorstellung baut der Nix ebenso wie nach christlicher der Teufel eine Brücke gegen ein Pfand oder ein Opfer, wird aber geradeso wie dieser nicht selten betrogen. Besonders sind den Wassergeistern die Mühlen verhasst, weil sie durch dieselben in ihrem Tun und Treiben beunruhigt werden; deshalb trachten sie, ihren Bau zu verhindern, oder, wenn sie bereits fertig sind, arbeiten sie an ihrer Zerstörung. Ganz ebenso verfährt der Teufel mit Mühlen, die er auf Gruud eines Vertrages mit einem Müller erbaut hat und dann von ihm getäuscht worden ist. Für den tatsächlichen Übergang der Nixen in den Teufel ist auch der Umstand heranzuziehen, dass Mädchen in wildem Tanze von jenen wie von diesem davongeführt werden. Nach Wolf, Niederl. Sagen Nr. 514, walzte ein schlimmer Nix, der die Gestalt eines feinen Herrn angenommen hatte, bei Gent eines Abends eine Jungfrau immer näher dem Nixenbache (Neckerbeeke) zu, bis er mit ihr mit einem Male in den Bach sprang und nicht mehr gesehen ward. Vergl. noch Grimm, Altdän. Heldenl. Nr. 403 aus Dänemark. Eine ganz ähnliche Geschichte lesen wir bei Valvasor, Ehre d. Erzh. Krain II, 15, 191 vom Teufel. Als vor Zeiten das Volk zu Laibach nach alter Sitte noch auf dem Markt um die Linde tanzte, mischte sich ein schmucker Jüngling in feiner Kleidung unter die Tänzer, ergriff die Schäferin Ursula, eine schöne, aber freche Dirne, und entfernte sich mit ihr im wilden Galopp immer weiter vom Markte, bis er endlich im Bache Laibach mit ihr verschwand.

Vielleicht hat aber auch der Sagenkomplex vom Tode, der von dem Menschen in dem Augenblick, wo er kommt, um die Seele in Empfang zu nehmen, überlistet wird und leer ausgehen muss, auf die Sagen vom geprellten Teufel seinen Einfluss ausgeübt und ist auf diese übergangen. Schon im Talmud Baba bathra fol. 16a hat der Teufel neben anderen Namen auch den Namen malach hammaveth, Todesengel. Auch die Sage von

der Prellung des Todes begegnet uns bereits im Talmud. So findet sich im Traktat Kethuboth fol. 77b die Erzählung, dass Gott, als Rabbi Josua ben Levi sterben sollte, den Todesengel beauftragte, ihm seinen Willen zu tun. Als derselbe darauf bei dem Rabbi Josua ben Levi erschien, sprach dieser, er solle ihm seinen Platz im Paradiese zeigen, worauf er ihn aufforderte, ihm zu folgen. Rabbi Josua ging mit ihm, doch schon auf dem Wege listete er ihm unter dem Vorwande das Schwert ab, er möchte ihm damit einen Schreck einjagen. Als sie vor dem Paradies angelangt waren und ihn der Todesengel auf die Mauer hob, um ihm seinen Platz im Paradiese zu zeigen, sprang er plötzlich hinab; doch jener hielt ihn am Saume seines Mantels fest und forderte ihn auf, wieder zurückzukehren. Da aber Rabbi Josua ben Levi niemals in seinem Leben einen Eid gebrochen hatte, so gebot Gott dem Todesengel, ihn loszulassen. So gelangte der Rabbi, ohne den Tod geschmeckt zu haben, durch die Prellung des Todesengels lebendig ins Paradies. Selbst das Schwert konnte der Todesengel von ihm nur auf Gottes ausdrücklichen Befehl wieder zurückerhalten. Viel ausführlicher noch erzählt diese Sage das in Venedig 1547 gedruckte Werk Colbo fol. 136b und 137a, das über die jüdischen Rechte und Satzungen handelt und von einem unbekannten Verfasser herrührt.

Auch in deutschen Märchen hat die Sage von der Prellung des Todes Verkörperung gefunden. Am bekanntesten ist das Märchen Nr. 44 bei Grimm: Der Gevatter Tod. Nach demselben wird der Tod von seinem Patenkinde, das er durch ein Kraut zu dem berühmtesten Arzte auf der ganzen Welt gemacht hatte, zweimal hinter das Licht geführt, indem es die Kranken plötzlich umkehrte, so dass der Tod zu Häupten derselben zu stehen kam. Von Hans Sachs ist das Märchen 1553 zu einem Meistergesange und von Jakob Ayrer zu einem Fastnachtsspiel verarbeitet worden; ebenso hat es in neuester Zeit Rudolf Baumbach zu einem grösseren epischen Gedichte: „Pathe des Todes“ verwendet. Mit verschiedenen Abweichungen begegnet uns die Fabel auch bei Pröhle, Kindermärchen Nr. 13, und bei Prätorius im Glückstopf (1699), S. 147—149. Nach einem Hausmärchen

bei Wolf, S. 365 wieder überlistet der Arzt den Tod. Vgl. Br. Grimm, Kinder- und Hausmärchen III, S. 69 f.

Aus den Fabeln von der Überlistung des Todes wurde vielleicht auch der Zug mit auf den Teufel übertragen, dass der Todesengel dem, der sich mit der heiligen Schrift beschäftigt, nichts anhaben kann. So verfuhr nach dem babylonischen Traktat Maccoth fol. 10a der Amoräer Rab Chisda, als der Todesengel sich ihm nahte, um ihm das Leben zu nehmen. Der Todesengel musste sich deshalb, um ihm beizukommen, einer List bedienen. Er setzte sich nämlich auf einen Zederholzbalken des Lehrhauses, dieser zerbrach und infolge des Geräusches schwieg Rab Chisda einen Augenblick still. Diesen benutzte der Todesengel und nahm ihm seine Seele. Nach dem Traktate Schabbath fol. 30b im babylonischen Talmud bediente sich der Todesengel gegenüber dem Könige David einer ähnlichen List. Als der König sterben sollte, studierte er den ganzen Tag ununterbrochen hinter einem Garten seines Hauses in dem Gesetze, und der Todesengel hatte keine Gewalt über ihn. Um ihm beizukommen, kletterte er auf einen Baum und fing an, ihn heftig zu schütteln. Da erhob sich David und stieg auf eine Leiter, um nachzusehen, wer das Geräusch hervorbrächte, jedoch die Leiter zerbrach unter ihm. Da schwieg er still und starb. Auch die Beschreibung des Todesengels, wie sie sich im Talmud und in verschiedenen kabbalistischen Werken der jüdischen Literatur findet, dass er nämlich ein feuriges Kleid trägt, von der Fusssohle bis zum Scheitel mit Augen bedeckt ist, ebenso dass sein Anblick Furcht und Zittern erregt und dass er am Lager eines Kranken, der zum Tode bestimmt ist, zu dessen Häupten steht, sind Züge, die zum Teufel passen und wirklich in verschiedenen Märchen und Sagen vorkommen. Im Märchen vom Schmied zu Jüterbogk ist die Prellung des Todes und des Teufels sogar zusammengeflossen.

Nachdem wir gezeigt haben, wie sich die Vorstellung von dem geprellten Teufel sowohl auf Grund des christl. Dogmas von der Versöhnung wie des germanischen Volksglaubens sich allmählich herausgebildet hat, gehen wir zu den zahlreichen Sagengebilden über und versuchen sie nach verschiedenen Gesichtspunkten zu ordnen.

II.

Der geprellte Teufel als Baumeister.

Nach nordischer mythologischer Vorstellung waren die Riesen, die Repräsentanten der verwüstenden Stürme und Unwetter, vor allem der mächtigen, vorzugsweise durch die Kräfte des Eises und Wassers bewirkten Geröllstürze und der Dämme, Dünen und Inseln bildenden Meereswogen, die ersten Wesen der Welt, dann erst entstanden die Elben und Zwerge, die Personifikationen der Quellen, Tiere und Pflanzen und die Hüter der Schätze der Berge, noch später die Götter und die Menschen. Da sich die Riesen durch die Elben, Götter und Menschen in ihrem Schalten und Walten vielfach beeinträchtigt sahen, so entspann sich ein heftiger Kampf, bei dem sie aber infolge ihrer Plumpheit und Dummheit, trotz ihrer ungeheueren Kraft und Stärke, den kürzeren zogen und fast immer überlistet und geprellt wurden. Daher erklären sich eine Reihe spasshafter und drolliger Mythen und Märchen, in denen die Riesen als raufbärtige Unholde erscheinen, wildzornig gegen Götter, Zwerge und Menschen schnauben und sie und ihre Werke vernichten wollen, schliesslich aber den Rückzug antreten und ihr Unterfangen bisweilen sogar mit dem Leben bezahlen müssen. So erzählt Alpenburg in seinen „Mythen und Sagen aus Tirol“ S. 27, dass der Riese Jordan, sicherlich eine Entstellung aus Jötun, an die über einen See entschlüpften Zwerge die Frage richtet, wie sie über denselben entkommen seien, worauf er von ihnen die Antwort erhält: „Wir haben uns einen breiten Stein um den

Hals gebunden, darauf sind wir über den See geschwommen.“ Um den Zwergen nachzusetzen, nimmt der Riese in seiner Dummheit einen Mühlstein, hängt sich ihn um den Hals und stürzt sich in den See, doch die Schwere des Steines zieht ihn in die Tiefe und er ertrinkt. Unter den Göttern tritt besonders Thor als Riesenkämpfer hervor und wiederholt gelingt es ihm, die Riesen mit seinem Hammer zu zermalmen. Nach Einführung des Christentums werden die Riesen vielfach durch Heilige bezwungen und durch ihren Machtspruch in Steine verwandelt.

Was die Tätigkeit der Riesen anlangt, so erscheinen sie, ähnlich den Cyklopen bei den Griechen, oft als Schöpfer übermenschlicher Bauwerke und führen, um ihr Bereich gegen die sich immer weiter ausbreitende Kultur der Menschen zu schützen und abzugrenzen, Wälle, Dämme und Mauern auf, die durch ihre kolossale Grösse und Ungefügigkeit in Erstaunen setzen. Ebenso errichten sie Brücken von seltsamer Struktur, die über einen See führen. Durch irgend einen Umstand aber werden sie verhindert, die begonnenen Bauten zu vollenden. So liebt der Jutul, sicher auch nur eine Entstellung des Namens Jötun, eine Huldra auf der andern Seite des Wassers; um sie trockenen Fusses besuchen zu können, baut er sich eine Brücke zu ihr, er wird aber durch die aufgehende Sonne verhindert, sie zu vollenden. S. Faye 15. 16; vergl. Grimm, Mythologie 3. Aufl., S. 852.

Nach einer pommerschen Überlieferung verdriesst es einen Riesen, dass er immer nach Pommern durch das Meer waten muss, er will sich einen Damm hinüber zum festen Lande schaffen. Zu diesem Zwecke füllt er eine Schürze voll Erde, und obwohl unterwegs die Schürze zweimal ein Loch bekommt und neun Berge bei Rambin und bei Gustow dreizehn kleine Berge herausfallen, so war doch immer noch soviel Erde darin, dass, wie er diese ins Meer hineinschüttete, der Prosnitzer Hacken und die Halbinsel Drigge davon entstanden. Da aber noch eine Lücke zwischen Rügen und Pommern blieb, so ärgerte sich der Riese so sehr, dass ihn ein Schlagfluss traf und er daran starb. (E. M. Arndt, Märchen I, 156. Vergl. Grimm, Mythologie 3. Aufl.

S. 444.) Ähnliches berichtet eine andere pommersche Sage. Um sich im Wasser nicht ihre Pantöffelchen zu netzen, wollte sich ein Riesenmädchen von Pommern aus nach Rügen eine Brücke bauen. Sie nahm eine Schürze voll Sand und eilte damit ans Ufer, doch die Schürze hatte ein Loch, und hinter Stargard fiel ihr ein Teil der Ladung aus und bildete einen kleinen Berg namens Dubberworth. Das Riesenmädchen war darüber sehr betrübt und fürchtete sich vor dem Schelten der Mutter. Sie hielt die Hand vor das Loch und lief, was sie konnte. Die Mutter hatte aber über dem Walde die Sache mit angesehen und rief der Tochter zu: „Unartiges Kind, was treibst du? Komm nur, du sollst die Rute haben!“ Über diese Worte erschrak die Tochter so sehr, dass sie die ganze Ladung aus der Schürze fallen liess, und es sind daraus die dürren Hügel bei Litzow geworden. (S. Lothars Volkssagen, S. 65, Temme, Pommersche Sagen, Nr. 190. Vergl. Grimm, Mythol. 3. Aufl. S. 444.)

Nach einem schwedischen Märchen bei Ahlquists „Oeland“ 2, 98. 99 wollten zwei Riesenschwestern, von denen die eine auf der Burg Edha in Högbysocken und die andere unweit Skäggenäs in Småland wohnten, sich eine Brücke über den Sund bauen. Die Riesin von Småland packte zu diesem Zwecke grosse Steine in ihre Schürze, da schoss ein Mann mit dem Schafte nach ihr, dass sie sich auf einen Fels vor Ermattung niederlassen musste. Als sie sich wieder erhob und nach Pesnässocken gehen wollte, fing Thor an zu donnern, worüber sie so erschrak, dass sie tot niederfiel. Ihre Steinlast stürzte zu Boden und bildete in Källasocken bei Vi die grossen, zwei oder drei Mann hohen Felsblöcke. Vergl. Grimm, Mythologie 3. Aufl., S. 444.

Bei Miltenberg oder Klein-Heubach wollten die Riesen eine Brücke über den Rhein bauen, und das Volk sieht an neun gewaltigen, grossen, steinernen Säulen auf einem hohen Walde noch die Spuren, wie sie von den Händen der Riesen bei der Bearbeitung herumgedreht worden sind. S. Grimm, Sagen Nr. 19, S. 23.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass unter den Riesenbrücken

die durch das Meer gebildeten halbinselartigen Landanschwemmungen und die in der Nähe der Küste gelagerten Dünen zu verstehen sind. Auch bei den aus dem Meere hervorragenden Felsblöcken wird man an die von den nordischen Gebirgen losgelösten und durch das Eis fortgetragenen und beim Schmelzen desselben abgesetzten Gesteinmassen zu denken haben.

Bisweilen stellen die Riesen aber auch ihre Bautätigkeit in den Dienst der Götter und führen Bauwerke in edlerem Stil auf. Unter der Bedingung, guten Lohn zu erhalten, errichten sie ihnen mächtige Burgen in kurzer Frist, sie werden aber von ihnen, wenn das Werk ziemlich zu Ende ist, um den Lohn geprellt und verlieren obendrein oft noch ihr Leben. Nach der Edda kam ein Riese nach Asgard und gab sich für einen Baumeister (smihr, d. i. Baumeister) aus. Er versprach den Göttern, wenn sie ihm Freya, Sonne und Mond bewilligen würden, in Zeit von anderthalb Jahren eine feste Burg zu bauen. Die Götter sassen wegen des Anerbietens zu Rate und gingen unter der Bedingung darauf ein, dass der Riese die Burg in einem Winter ohne eines Mannes Hilfe ausführe, sei den ersten Sommertag in der Burg etwas unfertig, so gehe er seiner Ansprüche verlustig. Beinahe hatte der Riese seinen Bau mit seinem starken Pferd Svadilfari fertig, als Loki dieses von der Arbeit ablenkt und der heimkehrende Thor den Riesen erschlägt. Vergl. Grimm, Mythol. 3. Aufl., S. 453. Diese Götterburg selbst ist nichts anderes als die himmlische Wolkenburg, die der Windriese den Asen während des Winters bis zum ersten Sommertag für den Preis, Freya, die lichte Sommerwolke, mit dem strahlenden Tages- und Nachtgestirn in seine Gewalt zu bringen, erbaut. Dabei unterstützt ihn Svadilfari, einer der zahlreichen Sturmgeister, und schleppt Steine, d. i. kleine Wolken, zum Bau herbei. Doch Loki, vielleicht das erste Wetterleuchten, hält das Riesenross von seiner Arbeit ab, und Thor, das erste sommerliche Gewitter, zerstört den ganzen Bau, d. i. er vernichtet die Gewalt des winterlichen Sturmriesen.

In gleicher Weise stehen die Riesen mit ihrer Hilfe auch dem Menschen bei. Obwohl sie die Ausbreitung des Christen-

tums geradeso wie Urbarmachung des Landes hassen und, wie nordische Sagen melden, auf Kirchen und Kapellen ungeheuere Felsblöcke aus der Luft herabschleudern, übernehmen sie doch selbst bereitwillig den Bau christlicher Gottesdienststätten, wenn ihnen Lohn zugesichert wird. Der Mensch verfährt aber ebenso wie die Götter. Ist das kirchliche Bauwerk ziemlich fertig, so wird der Riese geprellt. Nach einer nordländischen Sage trug sich der König Olaf von Norwegen mit dem Gedanken, eine so grosse Kirche zu bauen, dass sieben Priester auf einmal darin predigen könnten, ohne einander zu stören, doch es fehlten ihm die Mittel dazu, worüber er sehr bekümmert war. Da begegnete ihm ein Riese (Troll) seltsamen Aussehens und fragte ihn, warum er so nachdenklich wäre. Olaf offenbarte ihm sein Vorhaben, und der Riese erbot sich, den Bau binnen einer gewissen Zeit ganz allein zu vollbringen, wenn er zum Lohne die Sonne, den Mond und ihn selbst erhalte. Olaf ging darauf ein, und bald stand die Kirche bis auf das Dach und die Spitze fertig da. Nun war Olaf um den bedungenen Lohn bekümmert. Da hörte er bei einem Gange durch Berg und Tal auf einmal ein Kind weinen, und wie eine Riesenfrau es mit den Worten zu beruhigen suchte: „Ziss, ziss, morgen kommt Wind und Wetter, dein Vater, heim und bringt Sonne und Mond mit sich und den heiligen Olaf selbst.“ Froh über diese Entdeckung kehrte Olaf nach Hause zurück und sah, dass der Riese gerade die Turmspitze aufgesetzt hatte. Da rief er: „Vind och Veder! du har satt spiran sneder!“ (Wind und Wetter, du hast die Spitze schief gesetzt!) Mit Nennung des Namens war des Riesen Macht vernichtet, mit entsetzlichem Krach fiel er von dem Kamm der Kirche herab und zerbrach in viele Stücke, die lauter Flinssteine waren. Vergl. Grimm, Mythol. 3. Aufl., S. 454. In Norwegen erbaute unter ähnlichen Umständen der Riese Skalle die prächtige Kirche zu Nidarös und in Schonen der Riese Fin die Kirche zu Lund. Letzterer wird durch den heiligen Laurentius in Stein verwandelt. Eine ähnliche Geschichte erzählt Thiele in seinem dänischen Sagenwerke 1, 45, vergl. Grimm, Mythol., 3. Aufl., S. 858, nur dass da für den Riesen wirklich der Troll

steht. Esbern Snare wollte die Kallundborgkirche bauen, es fehlte ihm aber an Mitteln. Da versprach ihm ein Troll seinen Beistand unter der Bedingung, dass er ihm, wenn die Kirche fertig wäre, mit seinem Herzen und mit seinen Augen verfallen sein sollte, er sei denn imstande, ihm seinen Namen zu nennen. Die Kirche war bis auf eine halbe Säule bereits fertig, da fing Esbern an zu bangen, wie er den Namen des Trolls erfahre. Doch als er eines Tages sorgenvoll und betrübt auf dem Felde umher ging, hörte er, wie die Frau eines Trolls von einem Felsen herabrief: „Still, still, mein Kind, morgen kommt dein Vater Fin und bringt dir Esbern Snares Augen und Herz zum Spielzeug!“ Frohen Herzens kehrte Esbern heim. Als er in die Kirche trat, trug der Troll gerade die letzte noch fehlende Steinsäule herbei; da rief ihm Esbern grüssend den Namen Fin zu. Vor Zorn über diese Täuschung fuhr der Troll mit dem halben Pfeiler durch die Luft und liess sich nicht mehr sehen. Die Kirche steht deshalb nur auf vierthalb Säulen.

Auch die drei uralten Kapellen bei Sachsenheim, Oberwittighausen und Grünfeldhausen sind nach einer Sage von Riesen erbaut worden, und diese sollen die Steine dazu in Schürzen herbeigetragen haben. Wie weit entfernt die zweite Kapelle von der ersten und die dritte von der zweiten stehen sollte, wurde der Sitte gemäss durch den Wurf des Hammers, der Waffe des Donnergottes Thor, bestimmt.

Bei der Christianisierung der germanischen Völker gingen die Riesen und Trolle vielfach in den Teufel über. Daher erklärt es sich, dass auch die Bautätigkeit der Riesen und Trolle dem Teufel zugeschrieben wird. Der Teufel führt geradeso wie diese Wälle, Dämme, Mauern und Brücken auf, teils in seinem eigenen Interesse, teils im Interesse der Menschen, in deren Dienst er sich stellt. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir in dem wälle-, dämme- und mauerbauenden Teufel nichts weiter als Bilder der grollenden Sturm- und Wetterwolke, die wall-, damm- und mauerartig am Himmel steht und aus der Blitze hervorzucken und mächtige Verheerungen anrichten.

Ganz ebenso wie die Riesen und Trolle ist der Teufel

ein Feind des Christentums und sucht seine Entstehung und Ausbreitung zu hindern. Daher schleudert er grosse Steine auf Kirchen und Kapellen, um sie zu zertrümmern. Auf der anderen Seite aber leistet er beim Bau von Kirchen und Kapellen auch wieder Hilfe und führt sie ganz allein aus, wenn ihm die Seele des ersten Beters, der sie betritt, zugesichert wird. Der Teufel baut aber auch Kanzeln, Strassen, Gehöfte, Häuser, Scheunen und Gartenanlagen, wenn ihm der Gewinn einer Seele in Aussicht gestellt wird, und vollendet sie, geradeso wie die Riesen und Trolle, in kurzer Zeit, oft an einem Tage oder in einer Nacht bis zum Hahnenschrei. Ist er aber mit seinem Bau ziemlich am Ende, so dass nur noch die Einfügung eines Steines fehlt, so muss er ihn infolge einer menschlichen List im Stiche lassen und der bedungene Lohn geht ihm verloren. In seinem Zorn sucht er die Bauten wieder zu zertrümmern, es gelingt ihm aber nicht. Er schleudert dann mächtige Steine auf die Kirchen und Kapellen herab, sie treffen aber die heiligen Gebäude nicht, sondern fallen daneben oder zerschlagen höchstens das Dach, so dass eine Lücke entsteht, die niemand zumauern kann. Wie die herabgeworfenen Felsblöcke aber die Spuren von Händen und Fingern, von Kopf und Hüften der Riesen in tiefen Eindrücken dem menschlichen Auge zeigen, so sind auch an den Teufelssteinen die Hände und Krallen des Bösen wahrzunehmen. Am häufigstem wird der Teufel durch den Hahnschrei betrogen, sei es, dass die Hähne von selbst krähen, sei es, dass sie durch Schlagen in die Hände aufgeweckt und zum Krähen veranlasst werden. Der Hahn, der mit in den Kreis der geheiligten Tiere Thors gehört, ist ein Abbild des Blitzes, wie das Krähen wieder den Donner versinnbildlicht. Der Hahn tritt mithin an die Stelle Thors und der Teufel an die Stelle der Riesen, die vor dem Blitz- und Donnergotte fliehen, wenn er seinen Hammer auf sie schwingt.

Manchmal lässt sich der Teufel sogar durch Nachahmung des Hahnkrats durch die menschliche Stimme täuschen. In anderen Fällen wieder verspätet sich der Teufel mit der Herbeischaffung des letzten Steines, einer Säule oder einer ganzen

Steinlast, weil er durch irgend einen Umstand aufgehalten wird. Es kommt eine Person, besonders ein schönes Frauenbild, und hält ihn durch ihr Geschwätz fest, oder er muss vor Müdigkeit sich niederlassen und ein wenig ausruhen. Die Arbeit wird daher nicht zur rechten Zeit fertig und der mit dem Menschen geschlossene Vertrag wird vereitelt. Bei Brücken- und Kirchenbauten, wo der Teufel sich die erste Seele, die über die Brücke oder in die Kirche geht, zum Lohn ausbedingt, geschieht die Überlistung dadurch, dass ein Kater, eine Gemse oder eine Gais über die Brücke ihm entgegengeschoben wird. In seiner Wut ergreift er diese sofort und zerreisst sie in Stücke, dann aber fährt er mit Geheul und Gestank von dannen und lässt sich nicht mehr sehen.

So finden eine Menge von Beziehungen zwischen den Riesen und dem Teufel als Baumeister statt, die bei Vorführung der einzelnen Teufelssagen noch in helleres Licht treten werden. Wir betrachten zuvörderst diejenigen Sagen, die den Teufel als Erbauer von Wällen, Dämmen, Mauern und Brücken schildern.

Wie die Riesen Anspruch auf Grund und Boden den Göttern und Menschen gegenüber erheben, so fordert der Teufel bei der Schöpfung auch von Gott seinen Teil. Es gibt daher eine Reihe Sagen, in denen der Teufel mit Gott im Streite um die Erde liegt, und es kommt zwischen beiden zu einem Teilungsvertrag. Der Teufel scheidet seinen Teil durch Aufführung einer gewaltigen Mauer oder eines Grenzwalles ab und verspricht, beides in einer Nacht vor dem Hahnkrat fertigzustellen. Nach anderen Sagen wieder tritt der Teufel nicht fordernd, sondern bittend an Gott heran, ihm soviel Land zum Eigentum zu überlassen, als er in einer Nacht durch eine Mauer einfriedigen könne.

Zuvörderst wird der grosse Grenzwall der Römer in Alemannien, der sich von der Donau unweit Regensburg durch das jetzige Württemberg bis an den Rhein bei Köln hinzieht, als ein Werk des Teufels bezeichnet. Der Sage zufolge soll er auf diese Weise entstanden sein. Der Teufel erbat sich einst von Gott soviel Land, als er in einer Nacht mit einer Mauer oder einem Graben umgeben könne. Gott gewährte ihm die Bitte,

worauf der Teufel in Gestalt eines Schweines den Erdwall aufwühlte. Doch weil er in seiner Habsucht sein Augenmerk auf ein gar zu grosses Stück gerichtet hatte, überraschte ihn der Tag vor Vollendung des Walles, weshalb er im Nu das ganze Werk wieder zerstörte. S. Ernst Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I, S. 159 f.

Der Teufel tritt in dieser Sage völlig an die Stelle des goldborstigen Ebers (Pfohl oder Ful), des heiligen Tieres des Frô, von dessen Fleisch die Helden in Walhalla nach nordischer Vorstellung sich sättigten. Noch heute heisst nach einer schwäbischen Sage der Wall über den Kochersberg bis an den Murr Schweinegraben. Vergl. Grimm, Mythologie 3. Aufl., S. 855. In dem erdaufwühlenden Eber, sowie dem wallauftürmenden Schwein sehen wir nur Abbilder der himmlischen Sturm- oder Wetterwolke, die verheerend über die Länder schreitet. Der Wolkengott Wuotan, der auf einem weissen Schimmel reitet, heisst auch „Ebermann", und sein wütendes Heer wird als „Schweineheerde" vorgestellt.

Eine ähnlich Sage knüpft sich an die Nordgauer Pfahlhecke zwischen Ellingen und Pleinfeld, $1^1/_2$ Stunden von Weissenburg. Von ihr erzählen die Bauern um Oberndorf und Otmannsfeld, der Teufel habe von Gott einen Teil der Erde gefordert, und dieser habe soweit darein gewilligt, dass ihm dasjenige Stück Land, das er vor Hahnenkrähe umschliessen werde, zufallen solle. Der Böse machte sich sofort ans Werk, doch ehe er die letzte Hand anlegte und den Schlusstein aufsetzte, krähte der Hahn und seine Hoffnung war vernichtet. Ungestüm fiel er über das ganze Werk her und warf die Steine über den Haufen. S. Grimm, Deutsche Sagen, S. 286 f., Nr. 189. Vergleiche A. Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande I, Nr. 123, S. 123 f. Der Sinn der Erzählung ist klar. Beim ersten Krähen des Hahnes, d. i. beim ersten Donner, stürzt der Mauerbau des Teufels zusammen, wie bei Thors erstem Hammerwurf der Wolkenbau der Riesen.

Am Ostrande des Harzes zieht sich mitten durch die vorgelagerte Ebene ein steiler, schmaler Bergrücken hin, bei Blankenburg hebt er an und erst gegen Ballenstedt hin findet

er sein Ende. Im Volk herrscht folgende Vorstellung von der Entstehung dieser merkwürdigen Felsbildung. Der Teufel wollte mit Gott die Erde teilen, ihm sollte die eine Hälfte gehören, die andere sollte Gott zufallen. Um die Grenze genau zu bezeichnen und zu verhindern, dass die Verkünder der Lehre Christi in sein Bereich kämen, türmte er mit den Gesellen seines Reiches in finsterer Nacht eine riesige Mauer auf, die Gott aber durch die Gewalt seiner verheerenden Blitze am Tage wieder zerstörte. Der Böse war gezwungen, sein Werk aufzugeben. (V. Rohr, der Vor- oder Unterharz.) Etwas anders lautet die Sage bei Otmar, S. 177, und Grimm, Deutsche Sagen Nr. 190, S. 237 und Nr. 194, S. 239. Nach einer Darstellung bei A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche Nr. 194, war es nicht Gott, sondern Christus, mit dem der Teufel die Welt teilen wollte, dieser sollte den Harz bekommen, er wollte das Flachland nehmen, und um die Grenze besser kenntlich zu machen, wollte er eine Mauer dahin bauen. Christus war es auch zufrieden, forderte aber, vor Hahnenschrei müsse alles fertig sein. Der Teufel arbeitete rüstig, und als es gegen Morgen kam, fehlte nur noch ein Stein, den er eben herbeitrug, um ihn einzusetzen, doch da krähte der Hahn. Vor Unmut warf der Teufel die Quadern umher, wie sie noch liegen, und so blieb die Mauer bis diesen Tag unvollendet.

Aus einem anderen Anlass ist das Dammwerk, das den Namen Margaretenwall führt, entstanden. Von ihm wird erzählt, dass die schwarze Greet vom Teufel verlangte, er sollte es in einer Nacht fertigstellen und ein einziges Tor hineinsetzen. Der Teufel forderte als Lohn das erste Wesen, das das Tor passieren würde. Nach Vollendung des Werkes stand der Teufel auf der Lauer hinter einem Flügel des Tores und wartete auf sein Opfer. Da kam ein vornehmer Herr mit einem Pudel die Landstrasse daher, dieser lief ihm voraus und kam eher als er durch das Tor. Der Teufel war geprellt, er musste sich mit dem Pudel begnügen, den er auch sofort ergriff und vollständig zersmetterte. S. Karl Müllenhoff. Märchen, Sagen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 275.

Nächst Mauern und Wällen baut der Teufel dammartige Landzungen, die durch einen See nach einer Insel führen und als Brücken dienen, so dass der Mensch hinübergehen und auch sein Vieh hinübertreiben kann. So berichtet von dem bei dem Dorfe Paarstein in Hinterpommern liegenden Teufelsdamm die Sage, dass ein Bauer des Dorfes, der viel jenseits des Dorfes zu tun hatte und dem der weite Weg um den See zu beschwerlich war, einst mit dem Teufel einen Bund machte, er solle ihm mitten durch den See in einer Nacht einen Damm aufführen, wofür er ihm seine Seele versprach, doch müsse derselbe bis zum ersten Hahnruf am Morgen fertig sein. Der Teufel machte sich sogleich an die Arbeit, und es ging so rasch vorwärts, dass der Bauer voraussah, der Damm würde noch vor der festgesetzten Zeit fertig sein. Daher wurde ihm bange und er sann auf eine List, wie er den Teufel betrügen könnte. Er lief schnell zu seinem Hühnerstall, scheuchte die Hühner auf und der Hahn fing an zu krähen. Kaum hatte der Teufel den Hahnruf vernommen, so wurde ihm klar, dass er geprellt sei. Im Zorn warf er die Steine durcheinander, und der Damm blieb unvollendet. (Siehe Adalbert Kuhn, Märkische Sagen und Gebräuche S. 210 f., Nr. 196.)

Nach der Volksvorstellung gilt auch der Damm, der sich in Form einer künstlichen Landzunge eine ganze Strecke in den etwa zwei Meilen nördlich von Strassburg an der äussersten Spitze der Uckermark gelegenen Gahlenbecker See hineinzieht, als der Rest einer vom Teufel erbauten, aber unvollendeten Brücke, und die Sage erzählt: Ein Schäfer des Dorfes musste in alter Zeit seine Kühe um den See auf eine jenseits desselben gelegene Wiese treiben, worüber er sehr verdriesslich war; unter Fluchen stiess er einst den Wunsch aus, dass eine Brücke über den See gehen möge. Da kam plötzlich der Teufel zu ihm und versprach ihm, während der Nacht noch vor dem ersten Hahnenruf einen Damm durch den See zu bauen, wenn er ihm dafür seine Seele verschreibe. Der Schäfer ging bereitwillig auf den Handel ein, und der Teufel machte sich sofort ans Werk. Da der Schäfer merkte, dass dasselbe noch vor der Zeit fertig

werden würde, lief er schnell zum Hühnerstall und weckte die Hühner. Der Teufel eilte eben mit einer grossen Schürze voll Erde über den See herbei, als er den Hahnruf vernahm. Aus Ärger über die Täuschung liess er die Erde in den See fallen, und der Damm blieb unvollendet. Bei niedrigem Wasserstand sieht man noch ein paar Stücke Land wie Inseln aus dem See hervorragen, die sich als die Fortsetzung des Dammes erweisen und von der vom Teufel herabgeworfenen Erde herrühren sollen. (Siehe Adalbert Kuhn, a. a. O. S. 216., Nr. 203.)

Nach einer anderen Überlieferung bei H. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, I, Seite 400 Nr. 555, kam nicht der Schäfer selbst, sondern seine Frau auf den Gedanken, in den Stall zu gehen und den Hahn zu wecken. Ausserdem wird noch die Bemerkung gemacht, dass niemand die unvollendete Brücke fertigstellen konnte, da immer, was man am Tage arbeitete, des Nachts wieder zerstört wurde.

Fast ebenso erging es dem Teufel mit einem Besitzer des Ortes Neitzkow. Dieser wollte durch den See einen Damm aufgeschüttet haben, der Teufel übernahm die Arbeit, zum Lohn aber forderte er seine Seele. Da der Besitzer den Teufel aber prellte, so wollte dieser aus Rache mit einem Stein sein Haus zertrümmern, doch der Stein fiel daneben, wo er bis auf die jüngste Zeit gelegen hat. (Siehe O. Knoop, Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern S. 63 f., Nr. 123.)

Im Jätensee, nicht weit von Mirow, liegt beim Dorfe Roggentin eine Insel, der Jäthenwerder, von der bis zum Wiesenrande eine Reihe Pfähle gehen. Sie sind der Anlass zu folgender Sage geworden. Ein Schäfer hütete am See seine Schafe und sah immer traurig und sehnsüchtig nach der Insel hinüber, wo sehr schönes Gras stand. Eines Tages gesellte sich zu ihm ein kleiner, schwarzer Mann und fragte ihn, warum er so traurig und sehnsüchtig in die Ferne sähe. Der Schäfer sagte ihm, dass er wegen des schönen Grases gern über den See möchte. Da fragte der kleine Mann, ob er sein werden wolle, wenn er ihm eine Brücke baue. Der Schäfer bejahte es, die Brücke sollte

jedoch fertig sein, ehe der Hahn krähe. Doch bald wurde dem Schäfer die Sache leid, und er kam ganz verstört nach Hause, wo er seiner Frau erzählte, was er getan habe. Die Frau aber wusste Rat. Sie zog in der Nacht vor der Zeit lederne Hosen an, stellte sich vor den Hühnerstall, klopfte mit den Händen auf die Hosen und krähte wie ein Hahn. Es dauerte nicht lange, so fingen alle Hähne an zu krähen, und der Teufel, der mit der Brücke noch nicht fertig war, musste abziehen und die bereits eingeschlagenen Pfähle stehen lassen. (Siehe Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I, S. 407 f., Nr. 564.)

Verwandt mit dieser Sage ist eine Schweizer Sage bei Grimm, Mythologie 3. Aufl., S. 853. Ein Schweizer Hirt wollte gerne seine Herde über den Bach zur Weide treiben, er konnte es aber nicht, weil keine Brücke da war. Da machte er mit dem Teufel einen Bund und verschrieb ihm seine Seele, wenn er ihm seinen Wunsch erfülle. Dieser machte sich auch sofort an die Arbeit und brachte sie in kurzer Zeit zustande. Als die Brücke fertig war und der Teufel auf die Seele des Hirten wartete, schob dieser eine Ziege vor sich her.

Gleich den Riesen baut ferner der Teufel Brücken, im eigentlichen Sinne des Wortes, fordert aber, wie bei Errichtung der Wälle und Dämme, als Lohn ebenso die erste Seele, die über die Brücke gehe. Doch in den meisten Fällen wird er um dieselbe geprellt, indem ein Kater, ein Hahn, eine Gemse, eine Ziege oder ein Hund über die Brücke geschickt wird. So knüpft sich an die aus gewaltigen Steinquadern in kühnen Bogen aufgeführte Tauglbrücke im Salzachtale, die sicher mit der Römerstrasse in Verbindung steht, folgende Sage. Vor achtzehnhundert Jahren schloss der Teufel mit einer Müllerin einen Bund und versprach ihr, über die Taugl eine Brücke unter der Bedingung zu bauen, dass ihm das Kind, das sie unter dem Herzen trage, gehören solle, wenn er sie vor der Geburt desselben fertig bringe. Als das Kind zur Welt kam, war die Brücke bis auf einen Stein fertig, der heute noch im Gewölbe fehlt. Zornschnaubend rief jetzt der Teufel: „Da das Kind mir entgangen ist, soll das erste mir gehören, was über die

Brücke geht". Die Müllerin, die diese Worte gehört hatte, jagte sogleich ihren grossen Hauskater darüber, den der Teufel augenblicklich packte, worauf er mit ihm in jenes Loch in der Tiefe fuhr, in das jetzt noch die Taugl schäumend hinabstürzt. (R. v. Freisauff, Salzburger Volkssagen, 1880, S. 510 f.)

Von der Entstehung der Teufelsbrücke in Lauenburg bei dem adeligen Gutsdorfe Gross-Zocher, einem steilen, von gewaltigen Felssteinen eingefassten Berge am äussersten Ende einer eine Viertelstunde weit in den Schaalsee hineinragenden Landzunge, meldet die Sage: In Dargau lebte ein heidnischer Fürst, der die Christen aufs heftigste mit Räubereien plagte. Da ihm bei Verfolgungen der Pilger und Wallfahrer nach den Kapellen von Klein-Zocher und Marienstede und nach dem Zarrentiner Kloster der See im Wege war, so machte er mit dem Teufel einen Bund und versprach ihm Leib und Seele, wenn er ihm bis zum nächsten Hahnschrei eine steinerne Brücke über den See bauen wolle. Der Teufel ging noch denselben Abend an die Arbeit und schaffte in einem ledernen Sacke ungeheuere Steine an den Berg, wo der Bau beginnen sollte. Schon war er im Begriffe, die letzte Ladung vom Berge herabzuschütten, da krähte ein Hahn vom nahen Seedorf. Wütend warf er die Steine ans Ufer, sprang mit einem Satze nach dem nahen Seedorf hinüber und zerschmetterte den Hahn an einem Steinblock, dass sein Blut rings umherspritzte. (K. Müllenhoff, a. a. O., S. 274 f.) Die Sage lässt noch deutlich erkennen, wie an die Stelle der Steine und Felsblöcke vom Berge herabschleudernden Riesen der Teufel getreten ist. Auch darf der Umstand als besonderes Merkmal hervorgehoben werden, dass der den Teufel vertreibende Hahn von selbst zu krähen beginnt und nicht von dem Fürsten oder einer anderen Person dazu veranlasst wird.

Als Teufelsbrücke gelten weiter auch die zwei riesigen gegeneinander gelehnten Felsen im Salzburgischen, unter denen die Lammer dahinfliesst. Sie sollen folgendermassen entstanden sein: Der Teufel war schon der Seele eines Raubschützen gewiss, als sie ihm plötzlich durch das Dazwischentreten eines frommen Einsiedlers wieder abgezwungen wurde. Aus Wut

ergriff der Teufel zwei Felsen und stiess sie mit solcher Kraft zusammen, dass die Funken stoben, worauf er unter grässlichem Donner und Blitz wieder in die Hölle zurückkehrte. (S. R. v. Freisauff, a. a. O., S. 520.)

Ein anderer Anlass liegt nach einer slavischen Sage der Entstehung der auf dem Wege von Klobouk nach Wsetin beim Dorfe Lidečko auf der Anhöhe liegenden Teufelsbrücke zu Grunde. In einem Wirtshause zu Lidečko war Musik, da trat ein Weidmann in schwarzem Mantel, unter dem eine grüne Jacke sich barg, herein, auf dem Kopfe trug er einen Spitzhut mit einer Feder. Er machte sich sofort mit der Wirtstochter, die ein frommes, hübsches Mädchen war und Käthe hiess, zu schaffen, und diese vergaffte sich auch in den stattlichen Mann, der sich Ladimil nannte. Infolgedessen kam der Weidmann öfters, aber immer spät abends. Es dauerte auch nicht lange, so hielt er bei der alten Mutter um die Hand Käthens an, doch diese verweigerte ihm dieselbe unter verschiedenen Ausflüchten. Seine späten Besuche gefielen ihr nicht, auch schöpfte sie Verdacht wegen der unruhig umherrollenden Augen und weil er sich weder beim Gehen noch beim Kommen mit Weihwasser besprengte. Da er aber nicht aufhörte, zu bitten, so sprach sie endlich zu ihm: „Gut, ich will euch die Tochter geben unter der Bedingung, dass ihr mir noch heute nacht über unser Tal von einer Anhöhe zur anderen eine Brücke wölbt". Der Weidmann war es zufrieden, verliess unter wildem Lachen das Haus, stampfte auf die Erde, und im Nu erschienen eine Menge verkappter Gestalten, denen er befahl, sofort alle Hähne in der Umgegend zu erwürgen und dann Steine zum Bau einer Brücke aus dem Walde herbeizuschaffen. Die Brücke wäre bis um ein Uhr sicher fertig geworden, denn schon fingen die Bogen an, sich zu wölben, doch da krähte plötzlich ein Hahn, den ein altes Mütterchen unter einem Troge versteckt hatte und der von den teuflischen Gesellen nicht bemerkt worden war. Die ungeheueren Felsen stürzten augenblicklich krachend nieder, und alles brach donnernd zusammen. (Siehe Jos. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 176 ff.)

Der Teufel kleidet sich gern in die Gestalt eines Jä
und erscheint in einen Mantel gehüllt und mit einem Hute
dem Kopfe. Diese Tracht zeigt noch deutlich, wie die Vorstel
Wuotans als Jäger auf den Teufel übergegangen ist. Ma
und Hut sind bekannte Bilder für die Wolke.

Auch die Brücke im Montafonertale wird in der S
als ein Werk des Teufels bezeichnet, und es wird berich
Die Gemeinde daselbst wollte eine neue Brücke haben,
der Strom die alte fortgerissen hatte. Sie bot einem Zim
mann viel Geld, wenn er sie in drei Tagen fertig stelle, d
sie zur Kirche von Schruns und zum Arzt, wie zum Geistli
gehen könnten. Dem Zimmermann ging die Sache gewaltig
Kopfe herum; er wollte sich den Verdienst nicht entg
lassen, denn er hatte Weib und Kinder und war sehr arm
sah doch, dass es unmöglich war, das Werk binnen so ku
Frist zu vollenden. Schon wollte er, von langem Grübeln
Nachdenken müde, zu Bette gehen, als plötzlich ein Bäue
mit einem grünen Jägerhütlein zu ihm trat und ihn nach
Grunde seiner Traurigkeit fragte. Der Zimmermann erzä
ihm alles, worauf das Bäuerlein sagte: „Da kann leicht geh
werden! Ich baue dir die Brücke in drei Tagen fix und fertig,
Seele aber, die von deinem Hause über die Brücke geht, ge
mir". Zuerst schauderte der Zimmermann zusammen, dann
dachte er an das schöne Geld und nebenbei auch, dass er
Teufel foppen könne. Er ging daher auf den Vertrag ein,
die Brücke war bald fertig. Der Teufel wartete auf derse
auf seinen Lohn recht lange, endlich kam der Zimmern
mit einer Geiss von seinem Hause, aber anstatt selbst übe
Brücke zu gehen, schob er die Geiss mit den Worten übe
Brücke: „Da hast du die erste Seel' von meinem Hause!"
Teufel war im Augenblick verdutzt, dann aber riss er der
den Schwanz aus und fuhr ab. Die Sage schliesst mit de
merkung, dass seitdem die Geissen so kurze Schwänzlein wi
Gemsen haben. (S. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S.

Bekannt ist die Sage von der berühmten Teufelsbr
über die Reuss in der Schweiz, die am Wege zum St. Gott

hinauf kühn von Fels zu Fels über einen Wasserfall sich wölbt. Der Teufel erbaute sie einem Hirten unter der Bedingung, dass ihm die erste Seele, die die Brücke beträte, gehöre. Der kluge Hirt aber prellte den Teufel dadurch, dass er eine Gemse hinübertrieb, die vom Teufel sofort im Grimme zerrissen wurde. (S. Grimm, a. a. O. Nr. 336.)

Eine ähnliche Sage knüpft sich an die Sachsenhäuser Brücke in Frankfurt. Der Baumeister hatte sich verbindlich gemacht, die Brücke zu einer bestimmten Zeit zu vollenden, aber es fehlten nur noch zwei Tage, und er sah, dass er nicht Wort halten konnte. In der Angst rief er den Teufel um Beistand an, der auch sofort erschien und ihm versprach, die Brücke fertigzustellen, wenn er ihm das erste Wesen, das über sie gehen werde, überliefern wolle. Die Brücke wurde in der Tat in der Nacht vollendet, ohne dass ein Menschenauge es sah, beim Anbruche des Morgens aber trieb der Baumeister einen Hahn vor sich über die Brücke her und überlieferte ihn dem Teufel. Wie sich der Teufel so betrogen sah, ergriff er den Hahn, zerriss ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon zwei Löcher entstanden, die bis auf den heutigen Tag nicht zugemauert werden können, weil alles immer wieder zusammenfällt, was am Tage daran gearbeitet wird. Zum Wahrzeichen steht auf der Brücke noch jetzt ein goldener Hahn auf einer Eisenstange. (S. Grimm, a. a. O., I. S. 234, Nr. 186.)

Dem Ähnliches meldet die Sage von der Regensburger Brücke. Ein Herzog gab einem Baumeister den Befehl, in elf Jahren in Regensburg eine Brücke zu erbauen, und er schwur bei seinem Barte, bringe er sie in der Zeit nicht fertig, so sollte er des Eselsrittes gewärtig sein. Doch so sehr der Meister mit seinen Metzen und Gesellen sich auch bemühte, das elfte Jahr kam sofort herbei, und die Brücke wollte nicht fertig werden. In seiner Verzweiflung wandte er sich an den Teufel. Dieser kam mit Blitzesschnelle herbei und schloss mit ihm dahin einen Bund, dass er die Brücke bis zu der gegebenen Frist vollenden wolle, jedoch der erste, der über die Brücke gehe, solle sein Lohn sein. Obwohl des Baumeisters Seele bebte, so ging er

doch den Pakt ein, und die Brücke stieg mit Pfeilern und Bogen stolz und prächtig in die Höhe und war zur Stunde fertig. Als der Bischof mit dem Rate vom Dome her zum Weihespruch des Werkes gezogen kam und das Volk sich herbeidrängte, da wollte dem Baumeister vor Angst das Herz im Leibe zerspringen, zum Glücke aber durchzuckte sein Hirn noch ein guter Rat, er riss schnell seinen Hut vom Kopfe herab und warf ihn auf die Brücke. Da sprang sein Pudel hinterdrein, den Hut zu apportieren; doch der Teufel packte ihn sofort und brach ihm den Hals, dann fuhr er, den dicksten Schwefeldampf und Höllengestank zurücklassend, von dannen. Auf der Brücke steht heute noch ein Pudel ohne Kopf und mahnt an die Reue des dummen Teufels über den Brückenbau. (S. Schöppner, a. a. O., I. S. 113 f.)

Eine ähnliche Sage wird auch von der Tägybrücke im Greyenser Lande erzählt. S. Alpenrosen, 1824, S. 55.

Von der Bamberger Brücke geht die Sage, dass ein Geselle mit seinem berühmten Meister eine Wette gemacht hatte, wer von ihnen eher mit dem Bau fertig sei, der Meister mit dem Dome oder der Geselle mit der Brücke. Der Meister hatte den Dom ziemlich vollendet, der Geselle war aber noch weit zurück. Da schloss er mit dem Teufel einen Bund und versprach ihm, wenn er ihm die Brücke schnell bauen helfe, dass ihm das erste lebendige Wesen, das darüber gehe, gehören sollte. Der Teufel machte sich rasch an die Arbeit und war noch eher fertig als der Meister mit dem Turme. Um ihn aber zu prellen, holte der Geselle einen Hahn und jagte ihn über die Brücke. Der Teufel ergriff diesen und zog mit ihm von dannen. (Siehe Kuhn, Westfälische Sagen I. S. 372 f., Nr. 418.)

Eine verwickelte Prellungsgeschichte, bei der es sich auch um eine Brücke über einen See handelt, erzählt eine zamaitische Sage. Ein Bauer pflegte sich über den Teufel lustig zu machen und sprach, er sei bereit, ihm seine Seele zu geben. Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, so stand auch der Teufel schon vor ihm und forderte seine Seele. Der Bauer sagte, das könne nur in Rom geschehen. Der Teufel ging mit ihm nach Rom. Unterwegs kamen sie an einem See vorüber, da sagte der

Bauer, er wolle dem Teufel nur dann nach Rom folgen, wenn er ihm über Nacht eine Brücke über den See baue. Der Teufel machte sich sofort an die Arbeit, und schon war die Brücke ziemlich fertig, als der Bauer plötzlich wie ein Hahn zu krähen begann. Der Teufel fuhr wütend davon, die Brücke stürzte wieder ein, und der Bauer kam lachend nach Hause und rühmte sich, den Teufel überlistet zu haben. Doch in der folgenden Nacht erschien der Teufel wieder und forderte den Bauer auf, ihm nach Rom zu folgen. Der Bauer willigte ein. Unterwegs kamen sie an einem einsamen und unbewachten Hause vorüber und beschlossen, während der Nacht daselbst Herberge zu nehmen. Der Bauer zog ein vorübergehendes dreijähriges Kind in das Haus und schloss es in seine Arme, denn er wusste, dass er in diesem Falle vor dem Teufel sicher sei. Da hörte der Bauer das Krähen des Hahnes, er glaubte, der Morgen sei angebrochen und der Teufel sei verschwunden. Deshalb liess er das Kind los. Doch diesmal hatte ihn der Teufel überlistet, er stürzte auf ihn los und erwürgte ihn. (Siehe Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten II. S. 83 f.)

Neben Teufelsdämmen und Teufelsbrücken gibt es auch Teufelsstrassen, bei deren Bau der Gottseibeiuns geprellt wird. Zwischen Dollenstein und Kunstein liegt ein sumpfiges, von felsigen Bergen eingeschlossenes Tal, durch welches von Dollenstein bis zu dem kleinen Dorfe Ried hier und da Steine hervorstehen, die einem Strassenbruchstück gleichen. Die Sage berichtet davon: Eine Bäuerin zu Ried hatte dem Teufel ihre Seele verpfändet. Als ihre Todesstunde nahte, liess sie den Kaplan von Dollenstein holen, der den Teufel dahin zu bringen wusste, dass er ihm bis Ried folgte und vor die Füsse über die sumpfigen Stellen immer Steine warf. In Ried angekommen, reichte er der Bäuerin die Sakramente, wodurch der Teufel um ihre Seele betrogen wurde. (Siehe Schöppner, a. a. O. I. Nr. 357, S. 359 f.)

Häufig stellt sich der Teufel Müllern zu Diensten und hilft ihnen aus der Not, wenn es ihren Mühlen an Wasser oder an Wind fehlt, oder wenn das Wehr zerbrochen ist. In solchen

Fällen leitet er unter der Bedingung, dass ihm eine Seele verschrieben wird, von einem Flusse einen Graben zur Mühle, der ihr Wasser zuführt, oder er trägt die Mühle auf einen hohen Berg, so dass sie immer Wind hat, oder er baut ein neues Wehr, das grösser als das alte ist und für mehrere Gänge ausreicht. So hatte ein Müller in Coslitz Wassermangel, da kam der Teufel zu ihm und versprach ihm, seine Mühle vor Tagesanbruch, noch ehe der Hahn krähe, mit ausreichendem Wasser zu versehen, er müsse ihm dafür aber seine schöne Tochter zusichern. Der Müller ging darauf ein, und der Teufel grub in einer Nacht einen Graben von der Elbe bis Coslitz. Beinahe war der Graben fertig, da ergriff den Müller die Reue, und er fing nach einer Überlieferung wie ein Hahn an zu krähen, nach einer anderen schlug er auf sein Schurzfell und weckte dadurch den Hahn, dass er krähte, worauf der Teufel zornig von dannen fuhr und den Graben unvollendet liess. (Siehe Grimm, Mythologie 3. Aufl., S. 858. Nach einer Mitteilung des Sächsischen Vereines.)

Von einer anderen Teufelsmühle wird berichtet: Ein Müller, der am Abhange des Rammberges im Haberfeld eine Mühle hatte, der es aber zuweilen an Wind fehlte, wünschte sich hoch oben auf dem Gipfel des Berges eine Mühle, die beständig im Gange wäre. Da ihm der Gedanke keine Ruhe liess, so erschien ihm der Teufel und schloss mit ihm den Vertrag, ihm die gewünschte Mühle tadelfrei mit sechs Gängen bis zum nächsten Morgen vor Hahnenschrei bauen zu wollen, wenn er ihm nach dreissig Jahren seine Seele überlasse. Der Müller schlug ein, da er aber merkte, die Mühle würde schon vor der Zeit fertig sein, so setzte er den daliegenden Mühlstein auf die runde Seite und liess ihn den Berg hinabrollen. Der Teufel sprang dem in immer grösseren Sätzen hinabstürzenden Steine nach und wollte ihn erhaschen, doch umsonst, er musste den ganzen Berg hinunter, und ehe er ihn wieder hinaufwältzte, krähte der Hahn und der Vertrag war zunichte. Wütend erfasste der Teufel das Gebäude und zerstörte es wieder bis auf einen kleinen Teil der Grundlage, die stehen blieb. Unten am Berge soll noch ein

grosser Mühlstein liegen. (Siehe Grimm, a. a. O. I. S. 231 f. Nr. 184.)

Eine Teufelsmühle ferner liegt im Murgtale, nicht weit von Gernsbach. Von ihr erzählt sich der Volksmund, dass dem Müller einst vom Wasser das Wehr fortgerissen wurde, und er den Wunsch äusserte, der Teufel möge ihm ein neues bauen. Der Teufel war sofort da und wurde mit ihm einig, dass er ihm in der folgenden Nacht ein Wehr mit zwei Gängen baue, wofür er das Recht haben sollte, jeden Tag eine Seele auf der Mühle zu zersägen, doch müsse er vor dem ersten Hahnschrei fertig sein, sonst sollte der Vertrag keine Giltigkeit haben. Der Teufel baute die ganze Nacht hindurch, und es fehlte nur noch ein einziger Stein zur Vollendung, da krähte plötzlich die alte Frau des Müllers auf einem benachbarten Hügel, auf den sie sich heimlich geschlichen hatte, und alsbald fingen alle Hähne des Dorfes zu schreien an. Der Teufel war geprellt und musste den Bau im Stiche lassen. (Siehe E. Meier, a. a. O. I. S. 157 f., Nr. 176.)

Einer anderen Müllerin war das Wehr zertrümmert worden, worüber sie in grosser Sorge war. Da kam der Teufel zu ihr und versprach ihr, das Wehr bis zum nächsten Morgen, bevor noch der Hahn zum drittenmal geschrieen, wieder aufzubauen, und es sollte nie wieder etwas daran auszubessern sein, jedoch unter der Bedingung, dass sie sich in sein Kontobuch schreibe und verspreche, seine Schuldnerin bis in Ewigkeit zu bleiben. Die Müllerin, die in dem Buche die Namen sehr vieler vornehmer Leute stehen sah, ging darauf ein, und der Bau begann sofort. Doch die Frau geriet dabei in solche Höllenangst, dass sie lange vor Anbruch des Morgens in den Hühnerstall lief, dreimal in die Hände klatschte und krähte. Dadurch wachte der Hahn auf und in der Meinung, es sei Morgen, fing er sofort laut zu krähen an. Beim dritten Hahnschrei wurde es draussen totenstill, und als es Tag wurde, sah man quer über die Saale ungeheuere Felsblöcke angehäuft, es fehlten nur ein oder zwei Steine, und der Strom wäre abgedämmt gewesen. Das Wehr heisst noch heute das Teufelswehr und liegt

beim Dittmarschen Hammer unterhalb Essbach. (Siehe Rob. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, S. 8, Nr. 15.)

Doch der Teufel selbst besitzt Mühlen, an die sich Sagen von Überlistungen knüpfen. So befand sich eine Sägemühle bei Loffenau auf dem höchsten Berge, wo er Menschen zersägen sollte. Gott hatte jedoch mit ihm den Vertrag abgeschlossen, dass er das Wasser dazu in einem grossen Sacke aus dem Tale heraufholen müsse. So oft der Teufel das aber versuchte, wurde er stets geprellt, entweder begegnete ihm ein Engel, der ihn zum Ausruhen nötigte, und beim Hinstellen des Sackes lief das Wasser heraus, oder es kam ein Vogel und pickte in den Sack ein Loch, so dass das Wasser gleichfalls herauslief. Auf dem Berge liegt noch ein Mühlstein und ein langer Stein, der weit eingesägt ist. (Siehe E. Meier, a. a. O. I. S. 158.)

Auch von der Geiermühle im Salzburgischen wird berichtet, der Teufel mahle des Nachts darinnen, ohne dass der Besitzer nachzusehen wage, weil er mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns in der Nähe der Mühle einmal zusammengetroffen sei. Anders machte es ein alter Rötheneggbauer, der auf dem Heimwege um Mitternacht etwas angerauscht von einem Plausch im Saghäusel an der Mühle vorüberkam. Er blickte hinein und forderte den Teufel durch allerlei „Trutzg'sangeln“ zum „Ranggeln“ heraus. Der Teufel stellte sich sogleich ein, war anfangs ganz klein, wurde aber immer grösser und grösser, so dass ihm der Röthenegger nichts anhaben konnte. Da griff dieser zu einer Haagstange, schlug dem Teufel seine Hörner ab und lief mit ihnen davon. Der Teufel eilte ihm nach, doch auf der Mooslehnenhöhe, dem höchsten Punkte des Weges nach Filzmoos und der Wasserscheide zwischen der Fritz und der Mandling, hörte er das Glockenläuten, weshalb er mit einem Juhschrei durch die Lüfte davonfuhr. Der Röthenegger aber steckte die beiden Hörner des Teufels als Trophäen auf den Giebel seines Getreidekastens, woselbst sie noch zu sehen sein sollen. (Siehe R. v. Freisauff, a. a. O., S. 515.)

Wie die Riesen, so verfolgt auch der Teufel, wie schon oben bemerkt, das Christentum mit Neid und Ingrimm, beson-

ders wenn durch Bau von Kirchen und Kapellen die christliche Religion immer mehr sich ausbreitet. Daher schleudert er grosse Steine und Felsblöcke auf die kirchlichen Bauwerke, oder er sucht fromme Gemeinden dadurch zu vernichten, dass er mit grossen Felsen das Bett eines Flusses verstemmt, wodurch dieser einen anderen Lauf nehmen muss. Doch der Teufel lässt sich auch täuschen. Kommt er zum Bau einer Kirche und man sagt ihm, dass es ein Wirtshaus oder ein Buhlhaus werden solle, so lässt er sich anwerben und hilft den Bau zu Ende führen. Wütend gebärdet er sich aber, wenn er sieht, wie man den Altar errichtet und das Kreuz daraufsetzt. Wie immer ergreift er dann wegen des ihm gespielten Betruges ein mächtiges Felsstück und wirft es mit Macht auf das Dach des Baues, so dass es durchgeschlagen wird und ein Loch entsteht, das niemand zumauern kann. In vielen Fällen aber trifft der geworfene Stein gar nicht den Bau, sondern er fällt daneben, wo er zum Wahrzeichen liegt und noch die Eindrücke der Tatzen und Krallen des Teufels zeigt.

Ebenso bereitwillig leistet der Teufel wunderbarerweise beim Bau von Kirchen und Kapellen seine Hilfe, wenn ihm die Seele des Baumeisters oder des ersten Beters in der neuen Kirche als Lohn versprochen wird. Er wird aber ebenso wie der Riese, der die Götterburg erbaut, um seinen Lohn geprellt, indem man einen Wolf oder einen Hahn in die Kirche hineintreibt.

So wollte der Teufel die Wendelskirche zertrümmern. Er holte dazu einen grossen Stein von einem Hügel des Stollenwaldes im Durbacher Tal. Er war mit dem Stein schon durch das Rappenloch bis auf die Mitte des Schiehald gefahren, da legte er aber vor Müdigkeit die Last ab und wollte ausruhen. Als er später den Stein wieder aufzuheben versuchte, vermochte er es nicht, denn sein spitziges Ende haftete tief im Berge. So blieb die Kirche verschont. Im Steine aber sieht man noch ein grosses Loch, das der Schulterknochen des Teufels beim Ausruhen hineingedrückt hat. Manchmal fährt der Teufel mit sechs Geissböcken auf dem Platze umher, und man hört mitternachts das Knallen seiner Peitsche. (Grimm, Mythologie 3. Aufl., S. 854.)

Als der Teufel mit einem riesigen Felsblock das neuentstandene Kirchlein in der Ziller zertrümmern wollte, tönte plötzlich das geweihte Glöcklein und rief die Gläubigen zum Gebet, da entfiel der Stein seinen Krallen und er liegt noch heute an des Krumbachs Wasserfall, wo man an ihm die Spuren der eingedrückten Teufelstatzen zeigt. (Siehe R. v. Freisauff, Salzburger Sagen, S. 546 f.)

Auch auf die Kapelle der heiligen drei Könige in Köln hatte der Teufel seinen Groll geworfen und wollte sie mit einem Felsstück zertrümmern, was ihm aber nicht gelungen ist. Das Felsstück liegt jetzt noch bei der Kapelle und zeigt die Kralle des Teufels, die sich eingedrückt hat. (Siehe Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 199, S. 241.) Nach einem Gedicht im pfälzischen Dialekt von L. Schandein sollte zu Limburg auf einem Berge eine Klosterkirche eingeweiht werden, an der der Teufel, weil ihm vorgeredet worden war, es sollte ein Wirtshaus werden, Tag und Nacht hatte mitbauen helfen. Wie der Teufel aber wahrnahm, dass es eine Kirche wurde, nahm er aus Ärger einen Felsen und wollte die Kirche zertrümmern. Doch da blendete ihn plötzlich eine weisse Erscheinung, und er hörte von einer Engelsstimme die Worte: „Loss uf der Stell de' Felse falle!" Bestürzt liess er sich auf den Felsen nieder, und obgleich er diesen noch einmal zum Wurfe ergreifen wollte, vermochte er es nicht. Unter Brüllen und Fluchen zog er sich in die Hölle zurück. (Siehe Schöppner, Sagenbuch der bayrischen Lande, I. Nr. 335, S. 334 f.)

Nach einem Gedichte von F. Weiss dagegen wurde der Teufel dadurch geprellt, dass die Glocken laut zum Hochamte riefen, wodurch der Stein seinen Händen entfiel. (Siehe Schöppner, a. a. O. II. Nr. 797, S. 320 f.)

Nach Grimm, Mythologie 3. Aufl., S. 854, wollte der Teufel, der unter der schweren Bürde des Felssteines ermüdet war, ein wenig ausruhen und legte sich auf den Stein schlafen, verschlief aber die rechte Zeit, binnen welcher der Wurf hätte geschehen müssen.

Auch über den äusserst spitz zulaufenden Turm der neuen

Kirche in Vilseck war der Teufel sehr ergrimmt und wollte ihn mit einem Felsstück in Trümmer schlagen. Als er zu dem Zwecke weither einen gewaltigen Stein herbeischleppte, begegnete er am Kreuzberge, der an der Strasse von Haselbach nach Vilseck liegt, einem Weibe, das ein Bündel zerrissener Schuhe trug. Der Teufel, der von dem weiten Marsche schon sehr ermüdet war, fragte die Frau, ob es noch weit nach Vilseck wäre. Sie erkannte die Absicht des Bösen und antwortete, dass es noch sehr weit wäre und sie auf dem Wege schon viele Schuhe zerrissen habe. Auf diesen Bescheid warf der Teufel den Felsen unmutig nieder, und er liegt heute noch da, auch sind die Eindrücke der satanischen Krallen an ihm noch erkennbar. (Siehe Schöppner, a. a. O. III, Nr. 1296, S. 288.)

In ergötzlicher Weise wird der Teufel in Hollenhoop nach einer Sage bei Müllenhoff a. a. O., S. 263 von einem Weibe mit einer grossen Erdmasse getäuscht. Als er dieselbe Gott weiss wohin schaffen wollte, begegnete ihm eine alte Frau, die mehr als Brot essen konnte. Sie bat ihn, die Last eine Weile niederzusetzen, weil sie ein Wörtlein mit ihm zu reden hätte. Der Teufel tat ihr den Gefallen, wie er die Last aber nachher wieder aufladen wollte, vermochte er es nicht, er musste sie liegen lassen. Die Frau stand während dessen zwischen den Bäumen und lachte. Darüber wurde der Teufel so voll Ärger, dass er sich in den See stürzte, er dachte, die Neugier werde die Alte dahin locken, und er könne sich rächen. Sie kam auch und glotzte in den See, sowie aber der Teufel in die Höhe fuhr und sie bei der Schürze fasste, band sie rasch das Schürzenband los und floh, und der Teufel hatte das Nachsehen.

Vor Zeiten wollte der Teufel ein Dörfchen Deggendorf gegenüber am rechten Ufer der Donau durch eine Überschwemmung vernichten, weil seine Bewohner gottesfürchtig und brav waren. Da brachte er aus Italien einen ungeheueren Felsblock durch die Lüfte herbei, der gerade breit und hoch genug war, um einen Fluss wie die Donau zu stemmen und ihm ein anderes Rinnsal anzuweisen. Doch da klang plötzlich das Aveglöcklein vom nahen Kloster zu Metten herüber und betrog den Teufel

in seiner Freude. Wie gelähmt musste er den Felsen fallen lassen, und dieser erhebt sich noch heute mitten in der Donauebene als der Natternberg mit den Trümmern eines Schlosses, in dem der Herzog Heinrich der Jüngere von Landshut erzogen ward. (Siehe Schöppner, a. a. O. I. Nr. 83, S. 82 f.)

Als der Teufel sah, dass man auf der Milseburg eine Kirche baute, versprach er einem Bewohner der Gegend ihm auf einem Nachbarberge ein Wirtshaus zu bauen, und dieser gelobte ihm seine Seele, wenn er das Wirtshaus nur einen Tag eher vollende als die Kirche. Beim Bau des Milseburger Kirchleins aber war der heilige Gangolfus selbst behilflich, und so wurde auf sein Gebet das Kirchlein eher fertig, als auf des Teufels Fluchen. Sowie der Teufel sah, dass er betrogen war, schleuderte er den letzten Felsstein, mit dem er durch die Luft geflogen kam, auf das Wirtshaus herab und zertrümmerte es wieder. Die Felsen liegen heute noch wie gespaltene Eichstämme in einem Holzhaufen übereinander her. (Siehe Bechstein, die Sagen des Rhöngebirges S. 79, vergl. Schöppner, Sagenbuch der bayrischen Lande II. Nr. 766, S. 281 f.)

Eine verwandte Sage knüpft sich an den Halberstädter Dom. Als der Bischof Hildegren (Hildegrim) die Grundmauern zu demselben legte, glaubte der Teufel, man errichte ein Wirtshaus, und weil ihn das freute, schleppte er während der Nacht grosse Felsmassen herbei und half heimlich die Mauer weiterbauen. Bald aber merkte er, dass das Gebäude eine Kirche wurde. Da nahm er aus Ärger darüber einen Stein und schleuderte ihn gegen den Dom, doch der Stein traf ihn nicht, sondern fiel neben ihm auf dem Domplatz nieder, wo er noch heute liegt. Es ist ein grosser Granitblock mit einer etwa zwei Fäuste grossen rundlichen Vertiefung nach unten, die der glühende Daumen des Teufels beim Tragen hineingedrückt hat. (Siehe W. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 200, vergl. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche S. 159, Nr. 185; W. Ziehnert, Preussens Volkssagen, Märchen und Legenden 2, S. 181).

Von der Simonskirche in Trier gehen mehrere Teufelssagen. Nach einer Überlieferung sass der Stadtrat beisammen, um sich

wegen der Ausschmückung der Kirche zu beraten. Da trat der Teufel herein und erbot sich, die Kirche so hoch und schön zu erbauen, wie keine zweite im Deutschen Reiche zu finden sei, Schlag zwölf in der Christnacht wolle er mit dem Bau fertig sein, auch noch die beiden Pfortenflügel vom Kapitol aus Rom holen und einhängen, wenn man ihm die Seele des ersten Beters in der fertigen Kirche bewillige. Der Stadtrat ging auf den Vorschlag ein und besiegelte ihn durch einen Brief. Schon war die Kirche fertig und die Glocken riefen zur Christmesse, es fehlten nur noch die Türen vom Kapitol. Auch sie würde der Teufel noch zur rechten Zeit zur Stelle gebracht haben, wenn ihm nicht auf der Spitze des Montblanc, wo ihn grosse Müdigkeit überfiel und er sich zu kurzer Ruhe niederliess, ein wunderschönes Frauenbild erschienen und ihn durch ihre Unterredung gefesselt hätte. Als er über der Kirche zu Trier schwebte, war bereits die Messe zu Ende und der Priester sprach den Segen. Vor Wut warf der betrogene Teufel die beiden Türflügel auf das Dach der Kirche, sie zerschlugen dasselbe, ohne aber einen Beter in der Kirche zu verletzen. Zur Erinnerung daran sieht man heute noch eine Öffnung im Dache der Kirche. (Siehe Laven, Sagen der Stadt Trier, S. 5. f.)

Nach einer anderen Überlieferung gewährte der Satan dem Erbauer der Simonskirche desshalb seine Hilfe, weil dieser ihm vorspiegelte, er wolle ein Buhlhaus errichten und Spieltische darin aufstellen. Als der Teufel aber merkte, dass er betrogen war, wollte er mit seinen Tatzen die aus grossen Steinen aufgeführten Mauern wieder einreissen, er wurde aber durch einen frommen Priester daran gehindert und verlor obendrein bei der schnellen Flucht noch eine Kralle, die noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Teufelsklaue in der Mauer gezeigt wurde. (Siehe Dielheim, Antiquarius des Neckar-, Main-, Lahn- und Moselstroms. Frankfurt a. M. 1740, S. 693.)

Auch beim Dom zu Aachen spielt der Teufel die Rolle eines Geprellten. Als Karl der Grosse genötigt war, gegen die Sachsen in den Krieg zu ziehen, übertrug er die Weiterführung des Dombaues dem Senate der Stadt, doch es fehlte bald an

Geld. Da sagte einer der Senatsherren, Geld müsse beschafft werden und sollte man es vom Teufel selbst leihen. Kaum war das Wort gesprochen, so trat ein stattlicher Fremder in den Ratsaal und versprach, ihnen aus der Not zu helfen, wenn ihm die erste Seele, die den Dom nach der Vollendung beträte, gehören solle. Wohl wussten die Senatoren, dass der Fremde der leibhaftige Gottseibeiuns war, in ihrer Bedrängnis aber gingen sie auf den Vorschlag ein; es wurde ein Kontrakt aufgesetzt und von allen Senatoren unterschrieben. Der Bau des Domes ging nun rasch von statten. Da die Senatoren aber den Kontrakt aus eigener Machtvollkommenheit geschlossen hatten, so bestand die Bürgerschaft darauf, sie sollten nun auch aus ihrer Mitte das dem Teufel versprochene Opfer stellen. Da gab ein pfiffiger Mönch den Senatoren einen guten Rat. Er meinte, der Teufel habe ja nur eine Seele verlangt, dies brauche nicht notwendig eine Menschenseele zu sein, eine Tierseele werde es auch tun. Über diese kluge List atmeten die Senatoren auf, denn sie sahen ein, dass der Mönch noch pfiffiger als der Teufel war. Als der Teufel das bronzene Tor zum Haupteingange herbeigeschafft und in die Angeln gehängt hatte, verbarg er sich hinter demselben und wartete auf die erste Seele, die den Dom betreten würde, die Senatoren aber trieben einen in der Gegend eingefangenen Wolf in den Dom. Wie der Teufel ihn sah, fuhr er aus seinem Verstecke hervor und riss ihm die Seele aus dem Leibe. Darauf verliess er unter Heulen und Zähnefletschen den Dom und schlug mit solcher Gewalt das eherne Tor zu, dass es einen Riss bekam, wobei er sich selbst aber in einem Türknauf den Daumen der rechten Hand abdrückte, der bald erkaltete und noch heute als Wahrzeichen darin stecken soll. Vor dem Haupttore des Domes steht das Bild des Wolfes, das der Rat der Stadt zum Andenken an diese Begebenheit in Erz hat giessen lassen, mit einem Loche an der Stelle der Brust wo ihm der Teufel die Seele ausriss. (Joseph Müller, Aachens Sagen und Legenden S. 6 ff.; vergl. Ziehnert, Preussens Volkssagen I. S. 12. In kürzerer Gestalt lesen wir die Sage auch bei Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 187, S. 235.)

Auch in Niedersachsen wollte eine Gemeinde einst eine Kirche bauen, da es ihr aber an Geld fehlte, so machte sie ein Bündnis mit dem Teufel, wenn er die Kirche in einer Nacht vor dem Hahnschrei fertig baue, so solle er dafür die Seele von einem Gemeindegliede haben, das durchs Los bestimmt werden sollte. Der Teufel ging sofort an den Bau, die Geister trugen Bausteine herbei, und die Kirche war bereits bis auf eine Lücke über der Tür fertig. Da kroch die Frau des Schulmeisters in ihrer Angst auf einen Baum, schlug die Hände zusammen, um den Flügelschlag des Hahnes nachzuahmen und krähte, worauf sehr bald sämtliche Hähne des Dorfes zu krähen anfingen. Der Teufel kam eben mit dem letzten grossen Stein angeflogen, der über die Kirchtür gesetzt werden sollte, als er das Krähen des Hahnes hörte. Voll Ingrimm liess er den Stein fallen, wo er jetzt noch auf dem Kirchhof liegt. Das Loch aber über der Kirchtür kann kein Mensch zumauern; so oft man es versucht, stürzt das Gemauerte immer wieder ein. (S. Schambach u. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, S. 153.)

Nach einer anderen niedersächsischen Sage machte ein Zimmermann mit dem Teufel einen Vertrag, er solle ihm auf dem Klosterhofe eine Kapelle in einem Tage erbauen, dafür wollte er sich ihm zu eigen geben. Die Kapelle war schon bis auf einige Schiefer des flachen Daches fertig, als den Zimmermann grosse Seelenangst überfiel und er vor Verzweiflung auf der Esplanade unruhig hin- und herging. Da begegnete ihm eine alte Frau aus dem Kloster zum heiligen Geiste in Northeim, die ihn fragte, warum er so niedergeschlagen wäre. Der Zimmermann erzählte ihr nach einigem Zögern, was ihn drücke. Die Alte lief sogleich auf den Hof des Klosters, wo viele Hühner waren, und klatschte dreimal mächtig in die Hände, wovon der Hahn erwachte und zu krähen begann. Der Zimmermann war gerettet, das Loch im Dache der Kapelle aber kann niemand zumauern. (Siehe Schambach u. Müller, a. a. O., S. 153.)

Der Teufel versteht sich auch zur Herbeischaffung heiliger Dinge, wie Glocken, wenn es gilt, eine Seele zu erjagen, doch

durch irgend einen Umstand muss er die Glocke fallen lassen und ist um seinen Lohn betrogen. So wird als mündliche Überlieferung aus Wurmlingen von einem Bauern namens Wendelin aus Rottenburg erzählt, dass er stets, wenn er auf dem Felde pflügte, die Messe in der Silchenkirche zu besuchen pflegte und die Arbeit ruhen liess, ein Engel kam aber jedesmal und pflügte weiter. Aus Dankbarkeit liess der Bauer auf diesem Felde die Theodorichskapelle erbauen. Da aber sein Vermögen nicht zur Beschaffung einer Glocke reichte, so schloss er mit dem Teufel einen Bund, dass er ihm eine Glocke von Rom holen solle, wäre sie am folgenden Tage da, noch bevor der Pfarrer mit der ersten Messe fertig sei, so solle ihm die Seele des Pfarrers gehören, wäre aber der Pfarrer früher fertig, so müsse er ohne Lohn abziehen. Als der Teufel mit der Glocke über den Bodensee flog, entriss sie ihm der heilige Petrus, und sie fiel in den Bodensee. Der Teufel fischte sie zwar wieder heraus, allein er kam deshalb so spät zurück, dass der Pfarrer die Messe schon beendigt hatte. Aus Ärger warf der Teufel die Glocke so heftig hin, dass sie einen Riss bekam, was man noch deutlich am Geläut hört. (S. E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I. S. 157, Nr. 175.)

Für den Lohn einer Seele erbaut der Teufel auch Paläste mit Parkanlagen, Gehöfte, Häuser und Scheunen. Alle darauf bezüglichen Sagen aber gleichen sich darin, dass der Teufel durch den Hahnkrat um seinen Lohn geprellt wird.

Zwei hübsche Geschichten behandelt in dieser Hinsicht August Kopisch in seinen Gedichten. Nach dem einen Gedichte, „Das Krähen“ überschrieben, freit ein junger Bursch, namens Hans, um des Grobschmieds Töchterlein, besitzt aber weder Geld noch Gut, sondern versteht sich nur auf die Kunst, gut zu krähen. Als der Grobschmid ihn fragte, was diese Kunst helfe, und dieser ihm antwortete, er könne damit den Sandboden in schönes Gartenland umwandeln und ein schönes Schloss darauf erbauen, war es der Grobschmied zufrieden, nur müsse er es durch die Tat beweisen. Der Bursche schloss hierauf mit dem Teufel einen Bund und verschrieb ihm seine

Seele, wenn er ihm das Gewünschte herstelle. Der Teufel machte sich sofort an die Arbeit, und es dauerte nicht lange, so war der Garten fertig. Gras und Kraut und Bäume fingen an zu sprossen, die Vögel sangen und die Schwäne zogen ihre Kreise auf den Wassern des Teiches. Zusehends stieg auch der Palast empor, drei Stock hoch, im Innern mit Keller, Küche und Treppen versehen, es fehlte nur noch der letzte Stein. Da liess Hans plötzlich beherzt seinen Kikeriki ertönen, doch der Teufel wollte das nicht gelten lassen, da der Bursche kein Hahn sei, inzwischen aber fingen die Hähne im ganzen Dorfe an zu krähen. Vor Zorn warf der Teufel den letzten Stein hin und rief:

„Verdammte Künstelei'n!
Aus ist der Pakt, das Schloss ist dein!"

und fuhr damit in den Höllengrund. Hans machte nun mit des Grobschmieds Töchterlein Hochzeit, und es wurde auf ihr dem Teufel zum Possen nur Kikeriki gesungen. Den letzten Stein am Dache des Palastes aber konnte kein Mensch einfügen, so oft man es auch versuchte, immer fiel er wieder herunter und zerbrach.

Auch Georg Fugger, der reiche Kaufmann von Augsburg, prellte den Teufel für die ihm geleisteten Baumeisterdienste. Als er nämlich um die berüchtigte Claudia Porticella freite, erhielt er die Antwort, sie würde keinem Fremden ihre Hand reichen, der nicht dazu in Trient das allerschönste Haus habe. Durch diesen Bescheid aufs tiefste beleidigt, wandte er sich an den Teufel mit der Frage, was er für den prächtigen Palast, der aber in einer Nacht vollendet sein müsse, verlange. Der Höllenfürst forderte seine Seele. Fugger verschrieb dem Höllenfürsten mit eigenem Blute seine Seele, nur stellte er die Bedingung, der Teufel müsse noch eine andere kleine Aufgabe lösen, womit dieser auch einverstanden war. Der Bau wurde in der folgenden Nacht von den höllischen Geistern sofort in Angriff genommen und vollendet. Fugger war damit zufrieden und stellte an den Teufel die zweite kleine Aufgabe. Er nahm ein Mass Korn, verstreute es an allen Enden und Ecken des Palastes und sprach: „Wenn du imstande bist, mir alle Körner zu sammeln, so gehört dir meine Seele, sonst aber bleibt sie

mein". Der Teufel las die ganze Nacht hindurch Körner auf und musste sich dabei so oft niederbücken, dass ihm der Schweiss vom Gesichte rann, doch am morgen setzte er das volle Mass vor Fugger hin und forderte seinen Lohn. Dieser zählte die Körner, es stellte sich aber heraus, dass drei fehlten. Als der Teufel selbst bei der Nachlese dieselben nicht fand und sich quitt gab, sprach Fugger zu ihm: „Die drei Körner stecken unter den Krallen deiner Tatzen, sie sind, weil sie gesegnet sind und unter Gottes Schutze stehen, selbst bei dir geborgen". Darüber ergrimmte der Teufel so sehr, dass er mit höllischem Gestank durch die Mauer fuhr und ein Loch zurückliess, dass in der neueren Zeit noch gezeigt wurde. (Siehe Zingerle, Sagen aus Tirol, Nr. 685, S. 386 f.)

Zu einem hessischen Bauer, dessen Gehöft abgebrannt war, und der kein Geld hatte, es wieder aufzubauen, kam einst der Teufel als grüner Jäger und versprach, ihm zu dienen, wenn er stets Arbeit für ihn habe, sei dies aber nicht der Fall, so sei er sein. Der Bauer ging auf den Vertrag ein, denn er dachte, Arbeit will ich schon immer für ihn haben. Zuerst trug er ihm auf, das abgebrannte Haus wieder aufzubauen, doch das war schon am nächsten Morgen fertig. Dann musste er ihm die Äcker pflügen und eggen, doch auch diese Arbeit war in einem Tage getan. Hierauf befahl er ihm, eine Strasse bis zur Stadt zu bauen, was ebenfalls nur einen Tag in Anspruch nahm. Jetzt trat dem Bauer der Angstschweiss auf die Stirn, denn er sah ein, dass er sehr leichtsinnig gehandelt hatte. Als seine Frau ihn so trübselig und finster umherschleichen sah, fragte sie ihn, was ihm denn fehle und warum er nicht zufrieden sei. Der Bauer erzählte ihr, was vogefallen war und dass er nicht mehr lange zu leben habe, da der Teufel jede ihm aufgetragene Arbeit sehr schnell fertig bringe. Da lachte die Frau und sprach: da ist leicht zu helfen. Sie gab ihm einen so guten Rat, dass er wieder ganz heiter wurde. Als der Teufel am nächsten Tage hohnlachend seine Arbeit forderte, führte ihn der Bauer zu einem Sandbuckel nahe bei seinem Hause und sprach zu ihm: Das Seil am Brunnen ist faul, drehe mir aus dem Sand ein Seil, das meine Kindeskinder noch aushält! Kaum hatte der Teufel den

neuen Auftrag vernommen, so fuhr er wütend auf und sagte: das hat dir ein anderer geraten, der klüger ist als du. Damit verschwand er, während ihn der Bauer herzlich auslachte. (Siehe Wolf, Hessische Sagen, S. 88 f., Nr. 130.)

Die Forderung, die hier der Bauer auf den Rat seiner Frau an den Teufel stellt, kommt schon in dem gegen Ende des 7. Jahrhunderts redigierten Midrasch Echa rabbathi zu Klagelieder Kap. I, 1 vor. Da wird erzählt: Ein Athener kam nach Jerusalem und fand einen zerbrochenen Mörser. Er nahm ihn, brachte ihn zu einem Schneider und sprach zu ihm: „Nähe mir diese zerbrochenen Stücke wieder zusammen.“ Der Schneider hob eine Hand voll Sand auf und antwortete: „Drehe mir daraus einen Faden, so will ich sie zusammennähen.“

Im Oberinntale wollte ein Bauer gern ein stattliches Haus und einen grossen Stadel haben; da es ihm aber an Geld fehlte, so trug er seinen Wunsch in Dreiteufelsnamen dem Teufel vor. Der Schwarze erschien und versprach, ihm Haus und Stadel unter der Bedingung zu bauen, wenn die Arbeit bis zum Hahnkrat fertig sei, solle der Bauer nach sieben Jahren ihm gehören, fehle aber noch ein Stein daran, so seien die Gebäude sein Eigentum. Der Bauer war mit dem Vorschlag zufrieden und unterschrieb den Kontrakt mit seinem Blute. Gegen Mitternacht erhob sich ein Höllenlärm, es war, als ob viele Maurer und Zimmerleute hämmerten und klopften. Dem Bauer wurde dabei ganz unheimlich zu Mute, er hätte lieber geweint als gelacht. Das merkte die Bäuerin, sie hätte gern gewusst, was ihrem Manne fehle, doch er verschwieg ihr hartnäckig den Grund seiner Angst; erst gegen Morgen vertraute er ihr an, was vorgefallen war. Die Frau lachte und sprach: Da ist leicht zu helfen. Sie zündete sogleich ein Licht an, ging in die Küche, und fütterte die Hühner. Als der Hahn die Helligkeit sah, fing er aus vollem Halse zu krähen an. Der Teufel brachte eben den letzten Türstock durch die Lüfte, als er den Hahn schreien hörte; er warf seine Last zur Erde, dass sie tief im Boden stecken blieb und flog mit einem Höllengestanke davon. Das neue Haus gehörte dem Bauer, nur den Türstock konnte lange

kein Mensch einsetzen; immer wieder riss ihn der Teufel des nachts heraus. Endlich legte ein frommer Pater dem Schwarzen das Handwerk. (Siehe Zingerle, Sagen aus Tirol, S. 387, Nr. 686.)

Der Besitzer des Lehens Gassenkogel in einem Seitentale der Oberfritz wollte sich gern ein neues Haus bauen, aber er war sehr arm und wusste nicht, wie er die Steine von unten über eine steile Leiter heraufbringen sollte. Da schloss er mit dem Teufel einen Vertrag und verschrieb ihm seine Seele. Dieser versprach ihm, das Haus zu bauen, und es sollte noch vor dem ersten Hahnruf fertig sein. Der Teufel machte sich sofort ans Werk, wie er aber alles verkehrt macht, so fing er auch hier von oben zu bauen an; gegen halb vier Uhr fehlte noch der letzte Eckstein. Dem Bauer wurde es angst und bange, er ging in den Stall und stüpfte den Haushahn so kräftig, dass dieser laut zu krähen begann. Als der Teufel den Hahnkrat hörte, liess er vor Schreck den grossen Eckstein, den er heraufschleppte, mitten in der Leiten fallen und floh davon. Seit dieser Zeit fehlt im Gassenkogel ein Eckstein, derselbe liegt noch immer frei auf dem Felde, und es sind noch heute daran die Finger des Teufels zu sehen, die sich in ihn eingedrückt haben. (Siehe R. v. Freisauff, Salzburger Sagen, S. 541 f.)

Auch das Motiv des Scheunenbaues kehrt in verschiedener Variation wieder. Ein Bauer auf der Ellenbach am Sandershäuser Berge bei Kassel hatte einmal soviel Getreide geerntet, dass er es in seiner Scheune nicht unterzubringen wusste, und eine neue konnte er sich nicht bauen, weil er dazu kein Geld und auch keine Zeit hatte. Als er deshalb nachdenklich und traurig über die Felder ging, begegnete ihm ein altes graues Männchen und fragte ihn nach dem Grunde seiner Niedergeschlagenheit. Kaum hatte das Männchen erfahren, was ihm fehle, so rief es: „Wenn's weiter nichts ist, die Scheune sollst du haben, und ehe morgen der Tag graut, soll sie fertig auf deinem Hofe stehen, allein du musst mir dafür verschreiben, was du an verborgenem Gute besitzest.“ Der Bauer, der bei den Worten an die unter der Erde verborgenen Schätze dachte, ging ohne Bedenken auf den Handel ein; erst als das graue Männchen sich von ihm

verabschiedete und er unter dem Mantel den Pferdefuss bemerkte, wurde er inne, dass er es mit dem Teufel zu tun gehabt habe. Seine Angst wurde noch grösser, als er seiner Frau erzählte, was ihm begegnet war und diese sprach: „Wehe, was hast du getan? Ich trage ein Kind unter meinem Herzen, das hast du dem Teufel verschrieben!“ Doch es war nichts mehr zu ändern. Als es Nacht wurde, erhob sich am Hofe ein furchtbarer Lärm, Fuhrleute brachten Baumaterial herbei und die Maurer und Zimmerleute pochten und hämmerten; die Scheune wuchs ungeheuer schnell in die Höhe, schon war der Dachstuhl aufgesetzt und nur einige Fachwände standen noch offen. Da schlich sich die listige Frau in den Kleidern ihres Mannes über den Hof ins Hühnerhaus, schlug in die Hände*) und ahmte die Hahnkrähe nach, und flugs fingen alle Hähne an zu krähen. Die bösen Geister ergriffen sofort die Flucht, einen Fuhrmann aber, der mit der Herbeischaffung eines Steines zulange ausgeblieben war, ergriff der Teufel und zerschmetterte ihn mit Ross und Wagen an der Scheune. Das in der Scheune noch fehlende Giebelfach aber konnte kein Mensch schliessen, was am Tage gebaut wurde, fiel während der Nacht immer wieder ein. (Siehe Grimm, Deutsche Mythologie 3. Aufl., S. 856 f., vergl. Lyncker, S. 24 ff.).

Mit einigen Abweichungen bringen diese Sage auch Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Nr. 167, S. 152 f. Der Teufel verspricht dem Bauer, zur Unterbringung seiner Ernte eine Scheune in einer Nacht noch vor der Hahnkrähe zu bauen, wenn er ihm nach zwölf Jahren das geben wolle, was jetzt in seinem Hause noch verborgen wäre. Als der Bauer die Sache zu Hause erzählt, ist es nicht seine Frau, sondern seine Mutter, die sogleich daran denkt, dass der Teufel das Kind, das ihre Schwiegertochter unter dem Herzen trug, gemeint habe. Sie ist es auch, die dann den Teufel durch das Aufscheuchen der Hühner im Stalle prellt, so dass der Hahn vor der Zeit kräht. An der Scheune fehlt eine ganze

*) Das Indiehändeschlagen hat zauberkräftige Wirkung, vergl. Wolfdietr. 1372.

Wand, die nicht eingesetzt werden kann; auch kann vor Tage und bei Licht nicht in der Scheune gearbeitet werden, weil es darin spukt.

Nach Schambach und Müller a. a. O., S. 152 f., die die Sage aus Niedersachsen erzählen, erscheint der Teufel nicht als ein altes graues Männchen, sondern als ein Jäger in einem grünen Rocke, auch fordert er nicht von dem Bauer, was er an verborgenem Gute besitze, sondern er selbst solle ihm angehören. An der Scheune ferner fehlt das Dach, das aber auch kein Mensch fertig bauen kann. Mit kleinen Abänderungen lesen wir die Sage auch bei Grässe, Sagenbuch des preussischen Staates I, S. 776 f. unter der Ueberschrift: Der Bauer und der Teufel. Nach ihr war dem Bauer die Scheune eingefallen und die Ernte war vor der Tür. Geld hatte er nicht, um sich eine neue zu bauen, und borgen wollte ihm auch niemand etwas, da sein Gut schon sehr überschuldet war. In seiner Not wandte er sich daher, als er sich um Mitternacht auf einem Kreuzwege befand, an den Gottseibeiuns. Dieser erschien auch sogleich und versprach ihm eine schöne Scheune von Stein zu bauen und sie noch vor dem ersten Hahnschrei fertigzustellen, wenn er ihm seine Seele verschreibe. Der Bauer war es zufrieden, und der Teufel machte sich sofort ans Werk und machte selbst den Maurer und Zimmermann. Schon war die Scheune bis zum Dache fertig, da klatschte der Bauer in die Hände und fing wie ein Hahn zu krähen an. Der Teufel lachte zwar anfangs, als der dumme Bauer ihm weiss machen wollte, ein Hahn habe gekräht, doch es dauerte nicht lange, so fing der Haushahn im Hofe wirklich zu krähen an, und bald folgten ihm alle Hähne im Dorfe. Vor Wut über den listigen Betrug riss der Teufel die letzte Wand der Scheune wieder ein, und kein Mensch hat sie zumauern können.

Fast ebenso lautet die Sage, die Lyncker, Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen S. 22, von dem sogenannten Hahnhofe im Dorfe Herleshausen an der Werra mitteilt.

In etwas abweichender Gestalt wieder begegnet uns die Sage bei Wolf, Niederl. Sagen S. 289, Nr. 186, vergl. Berthoud, Chron. et trad. surnat. de la Flandre p. 95. Darnach hatte ein Bauer verabsäumt, seine Scheune ausbessern zu lassen, während

die Ernte schon vor der Tür war. Als er auf dem Felde trübselig umherging und nicht wusste wie er das schöne Getreide unterbringen sollte, trat ein Herr zu ihm und fragte ihn, wo es zum Schlosse Catelet hinführe. Der Bauer erklärte sich bereit, ihn selbst dahin zu bringen. Unterwegs fragte ihn der Fremde, warum er so traurig dreinschaue, worauf ihm dieser seine trübselige Lage erzählte. Der Fremde erbot sich, ihm eine Scheune noch vor dem ersten Hahnkrähen zu bauen, wenn er mit ihm den Vertrag eingehe, dass er sein Vasall sein und ihm in seine Besitzungen als Leibeigener folgen wolle. Der Bauer ging auf den Vertrag ein, bedang sich aber, dass auch seine Frau und Kinder ein Obdach finden müssten, was der Fremde ihm mit grässlichem Gelächter zusicherte. Da keine Tinte da war, so unterschrieb der Bauer den Vertrag mit seinem Blute. Doch wie erschrak der Bauer, als er nach Hause kam und Arbeiter schon in geschäftiger Eile Balken auf Balken und Ziegel auf Ziegel häuften. Auch seine Frau war bestürzt, zumal Hund und Katze, Hühner und Gänse sich ängstlich an sie herandrängten. Der Hahn flog ihr sogar auf den Schoss und fing laut zu schreien an. In demselben Augenblicke aber erscholl vom Hofe her ein fürchterlicher Schlag, dass die Erde erzitterte. Die Werkleute waren verschwunden, die Scheune jedoch stand bis auf ein Loch im Giebel fertig da. So oft man dasselbe auch zu schliessen sich bemühte, es war umsonst, und so steht es noch offen bis an den heutigen Tag. Das ist die Scheune zu Montecouvez.

In noch anderer Fassung bringt die Sage das „Kunst-en Letter-Blad“ 1840, S. 7; vergl. Wolf, Niederl. Sagen, S. 291, Nr. 187, und Grimm, Mythol., 3. Aufl., S. 858. Darnach hatte ein Bauer das Unglück, seine Scheune zu verlieren, und doch musste am nächsten Tage das Korn eingefahren werden. Als er verzweiflungsvoll durch die Felder schritt, gesellte sich ein Herr zu ihm und fragte ihn nach der Ursache seines Missmutes. Der Fremde war bereit, ihm aus der Not zu helfen und ihm die Scheune bis zum nächsten Morgen vor dem Hahnkrat fertig zu stellen, wenn er ihm auf ein Pergament mit seinem Blute sein Handzeichen schreibe. Der Bauer ging auf den Handel ein und

gab dem Fremden mit seinem Blute, das ihm dieser durch den Stich einer Nadel aus der Hand entlockte, sein Handzeichen. Doch da er in der Nacht vor Reue, seine Seele so leichtsinnig verkauft zu haben, nicht schlafen konnte, erzählte er den Fall seiner Frau. Sie geriet zwar anfangs in Angst und Schrecken, kam aber bald auf eine List. Gegen Morgen sprang sie aus dem Bett, lief auf den Hof, steckte den Mund zwischen die Hände und schrie aus vollen Kräften mehrmals Kikiriki, wodurch die Hähne der Nachbarschaft aufgeweckt wurden und zu krähen anfingen. Die Arbeiter verschwanden augenblicklich vom Hofe und liessen die Scheune, die bis auf ein Loch fertig war, im Stich. So oft man dieses auch zuzumauern versuchte, der Satan brach es in der Nacht aus Rache, weil er von dem Bauernweib so schmählich geprellt worden war, immer wieder auf.

Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 301, Nr. 344, erzählen die Sage mit wenig Veränderungen als mündliche Überlieferung aus Speken. Vergl. Grimm, Mythol., S. 514 f., 977—979. Nach Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen in Westfalen I, S. 248, Nr. 283, spielt die Sage in der Gegend von Minden und nach R. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, S. 9, in einem Dorfe bei Gera. Nach der Darstellung bei Eisel wollte der Teufel dem Bauer die Scheune in drei Nächten bis zum Hahnschrei fertigstellen. Zwei Nächte hatte er schon an ihr gearbeitet, in der dritten Nacht aber wurde er durch das Krähen des Hahnes, das die Bauersfrau durch ihren Lärm hervorrief, davon gescheucht, die Scheune ist niemals fertig geworden.

Das sind die bekanntesten deutschen Sagen, welche den Teufel in seiner Bautätigkeit schildern und zeigen, wie er dabei überlistet und um den bedungenen Lohn geprellt wird. Wenn dieselben sich gleich auf wenige Grundtypen zurückführen lassen, so hat doch die Mannigfaltigkeit ihrer Ausgestaltung und das ganze Kolorit, das sie durch diese und jene Züge erhalten, für den Forscher insofern grossen Wert, als er dadurch den Nachweis führen kann, wie die verschiedensten Vorstellungen des altgermanischen Götterglaubens auf den Teufel, das christliche Prinzip alles Bösen, übergegangen sind.

III.

Der geprellte Teufel als Freiersmann.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass bei der Ausbreitung des Christentums unter den germanischen Völkern viele Mythen und charakteristische Züge des germanischen Götterglaubens auf den Erlöser und seine Jünger, auf die Jungfrau Maria, auf Johannes den Täufer, auf die Erzengel, vor allem auf Michael und Gabriel, und auf andere hervorragende Persönlichkeiten aus der ersten christlichen Zeit übertragen worden sind. Aber auch umgekehrt is so manche christliche Erzählung in der Zeit der Christianisierung der Germanen wieder auf die germanischen Götter und Halbgötter übergegangen. Bei diesem Prozesse hat auch der Teufel sein Teil bekommen. Auf ihn sind besonders zahlreiche Erzählungen von wunderbaren Krafttaten und hinterlistigen und schlauen Unternehmungen der Riesen, Zwerge und Wichte verpflanzt worden. Wir gehen sicher nicht zu weit, wenn wir behaupten, dass die üppig wuchernde Ausgestaltung des Teufelsglaubens während des Mittelalters vorzugsweise auf germanische Riesen- und Zwergsagen zurückgeht. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfen wir auch in den Sagen, in welchen der Teufel als Liebhaber und Freiersmann auftritt, Nachklänge von Riesen- und Zwergsagen erblicken. Nach der Edda waren es vor allem die licht- und segenspendenden Asynien Freya und Idhun, an welchen die Riesen Gefallen fanden und die sie in ihre Gewalt zu bringen suchten. So strebten Thrymr und Hrungnir nach dem Besitze der lichten Wolkenfrau Freya, wie

Idhun, die Gemahlin Bragis, als Bewahrerin der Unsterblichkeitsäpfel, oder nach einer anderen Überlieferung, des Unsterblichkeitstrankes, wieder von Thiassi erbeutet wird. Alle drei Sagen haben aber den gemeinschaftlichen Zug, dass die Riesen von den Göttern geprellt werden und sie ihren Raub wieder hergeben müssen. Die Riesen sind die Dummen und vermögen nichts gegen die Klugheit und Schlauheit der Götter.

Der Sinn der Zwerge geht nun zwar nicht so hoch, dass sie nach einer Verbindung mit den Asynien trachten, wohl aber sind es die Töchter der Menschen, an denen sie Gefallen finden und darum stürmisch um sie werben. Allein es geht ihnen geradeso wie den Riesen; kaum haben sie ein Mädchen entführt und sich mit ihr verbunden, so verlieren sie dasselbe wieder durch menschliche Geistesüberlegenheit. Einige einschlägige Sagen dieser Art lesen wir bei A. Kuhn und W. Schwarz, Norddeutsche Sagen und Gebräuche, Nr. 4, S. 326 flg., sowie bei Zingerle, Sagen aus Tirol, Nr. 133 und 134.

Wie den Riesen und Zwergen geht es nun oft auch dem Teufel, wenn er als Freiersmann auftritt und Lust hat, sich mit einem Weibe zu verbinden. Er wird geprellt und muss seine Beute wieder fahren lassen, so ungebärdig er sich auch stellen mag. Der Mensch überragt ihn mit seiner Klugheit und findet irgend ein Mittel, das dieser in seiner Kurzsichtigkeit nicht beachtet hat.

Um ein Mädchen zu ergattern, begibt sich der Teufel gern auf den Tanzsaal und dreht sich bei rauschender Musik mit ihm in rasendem Wirbel bis Mitternacht herum. Bisweilen sorgt er sogar selbst für die Musik, indem er einen Dudelsackpfeifer dingt, der für den Preis eines Talers oder eines Goldstückes zum Tanze aufspielen muss. Auf dem Tanzsaal erscheint der Teufel am liebsten als schmucker Jäger, der durch sein Betragen die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und den anderen Tänzern, namentlich wenn sie ihm ins Gesicht schauen und das wilde, leidenschaftliche Feuer seiner Augen wahrnehmen, ein unheimliches Gruseln verursacht. Dabei wendet er sich vorzugsweise an Mädchen, die gern tanzen möchten, es aber nicht können,

weil ihnen der Liebste durchgegangen ist, oder weil ihrer Hässlichkeit wegen kein Bursche im Dorfe mit ihnen tanzen mag. Wenn sie sodann im wilden Vergnügen aufgeregt worden sind, begleitet er sie nach Hause, oder er kommt zu ihnen in einer bestimmten Nacht und dreht ihnen den Hals um. So erzählt Zingerle in seinen Sagen aus Tirol, Nr. 679, S. 383, dass der Teufel als schön gewachsener Jäger einst zu einem Mädchen, das ganz niedergeschlagen war, als hätte es Glück und Seligkeit verloren, weil es bei einer Hochzeitsfeier nicht zu Spiel und Tanz gehen konnte, da ihr der Liebste vor kurzem untreu geworden und in die Welt gegangen war, in die Stube trat und sie aufforderte, mit ihm auf den Tanzboden zu gehen. Vor Freude über diese Aufforderung putzte sich das Dirndl aufs prächtigste heraus und legte eiligst seinen Feststaat an. Ihr Jäger zeigte sich bald unter den Tänzern als der allerflinkeste und es kam ihm in kühnen Sprüngen niemand gleich. Doch jedermann fühlte sich, wenn er dem Tänzer ins Gesicht schaute, unheimlich beklommen, ohne dass er sich Rechenschaft geben konnte, warum. Auf dem Heimwege fragte der Jäger die Dirne, ob er nicht in der folgenden Nacht zu ihr kommen dürfe. Voll Freude sagte sie zu. Er klopfte pünktlich zwölf Uhr an ihr Fenster, doch kaum hatte sie dasselbe geöffnet, so griff er nach ihr, riss sie trotz ihres Schreiens durch die Eisenstäbe, dass das warme Blut über die Wand herabströmte, und trug sie durch die Luft davon. Zwei andere Geschichten erzählt Müllenhoff in seinen Märchen, Sagen und Liedern aus Schleswig-Holstein und Lauenburg unter 201, S 146 flg. Ein Mädchen, das eine flotte Tänzerin war und sich nicht satt tanzen konnte, hatte gesagt: „Und wenn der Teufel mich zum Tanze aufforderte, ich schlüg' es ihm nicht ab." Als sie einmal bei einer grossen Hochzeit auf dem alten adeligen Gute Hoierswort in Eiderstede sich auch unter den Gästen befand, trat der Böse zur Tür herein und schwenkte sie so lange herum, bis ihr das Blut aus dem Munde hervorbrach und sie tot hinstürzte. Ein anderes Mädchen wieder hatte bald nach dem Genusse des Abendmahles gesagt, sie wolle abends auf eine Hochzeit gehen und sich recht satt tanzen,

selbst wenn es ihr Tod wäre. Als sie im besten Tanzen war, trat ein schöner, langer, junger Herr auf sie zu, den keiner kannte, und forderte sie zum Tanze auf. Anfangs tanzte er ordentlich mit ihr, dann aber immer toller; sogar wenn die Musikanten eine Pause machten, tanzte er fort. Den übrigen Gästen ward es sehr bald recht seltsam zu Mute, und sie liessen einen Gesang aufspielen, der das Paar zum Stillstand bringen sollte. Doch der Fremde tanzte mit dem Mädchen zur Tür hinaus in den Hof, wo es nach einer Lesart in einer Mistpfütze vor den Augen der Gäste versank, oder nach einer anderen Lesart in einer Kutsche mit vier schwarzen Pferden fortgeführt wurde. Eine ähnliche Geschichte wird aus Oldesloe von einem Mädchen berichtet, das früh zum Abendmahle gewesen war, nachmittags aber zum Tanze im Dorfe ging. Ein Mann in schwarzem Kleide tanzte mit ihr zur Tür hinaus und liess sie auf dem Miste stehen, aus dem sie weder ihre Freundinnen, noch die jungen Burschen, noch ein Priester, weil es ihm an dem rechten Glauben fehlte, herausziehen konnten. Erst einem rechtgläubigen Priester gelang es, sie aus ihrer misslichen Lage zu befreien. Vergleiche Müllenhoff, a. a. O. S. 597 in der Anmerkung.

Wahrscheinlich sind die angeführten Teufelssagen, denen sich noch viele andere beifügen liessen, in denen der Teufel im Tanze um ein Mädchen wirbt, nur christliche Übertragungen altgermanischer Riesensagen, wie diese wiederum Umdeutungen von Naturprozessen sind. Der mit wildem Ungestüm tanzende Teufel ist nichts anderes, als der Windriese oder der Wirbelwind, der die lichte Wolke ergreift und mit ihr im rasenden Laufe am Himmel dahinstürmt und endlich verschwindet. Von einem Prellen des Teufels ist in den angeführten Sagen nicht die Rede, sondern der Teufel zieht wirklich mit seinem Opfer davon oder vernichtet es, oder lässt es in einem jämmerlichen Zustande im Stiche.

In einer anderen Gruppe von Sagen aber wird der um ein Mädchen freiende Teufel wirklich angeführt und betrogen. Das Mädchen kommt noch zur rechten Zeit dahinter und merkt, mit

wem sie es zu tun hat und findet Mittel und Wege, seinen Werber zu prellen. Mitunter muss sich der Teufel, um sein Heiratsgelüste zu befriedigen, zu einer Arbeit als Gegenleistung verstehen, der er sich zwar gern unterzieht, allein wenn er sie erfüllt hat, sieht er sich hinter das Licht geführt und muss nicht nur die Arbeit, sondern auch die Braut im Stiche lassen. In anderen Fällen, wo es wirklich zur Heirat kommt, macht die Frau dem Teufel das Leben wieder so blutsauer, dass er Reissaus nimmt und sich nicht wieder sehen lässt.

So freit nach einer Sage bei Aug. Witzschel. Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen II. S. 55 flg., der Teufel um die schöne Tochter des Grafen vom Schlosse Hartenberg, unweit der Stadt Römhild. In der Gestalt eines vornehmen Ritters tritt er bei dem Grafen ein, und da sein wohlgefälliges Betragen und sein glänzender Anzug die Augen desselben blendeten, so willigte er ein, falls auch seine Tochter ihn zum Gemahl begehre. Doch der scharfe Blick des Fräuleins entdeckte bald in der vermummten Gestallt des Fremden den Gottseibeiuns, trotzdem aber ging sie aus Furcht vor der Rache des Teufels, und in der Absicht, dem Willen des Vaters nicht zu widerstreben, auf den Handel ein, sie stellte jedoch die Bedingung, dass der Werber noch in derselben Nacht vor dem Hahnkrähen um die Burg Hartenberg eine zweite Ringmauer aufführe. Der Teufel machte sich sofort ans Werk und schon wurde die letzte Steinlast von des Teufels Gesellen über die Höhen bei Themar geführt, da krähte in dem Dorfe Bergfeld der Hahn. Die Steinbürde stürzte aus der Luft zur Erde und die fast vollendete Mauer zerfiel in Trümmer. Das Fräulein war aus der Gewalt des Teufels gerettet.

Eine andere Sage bei Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande I. Nr. 377, S. 376, meldet, dass der Teufel, als er nicht mehr im Junggesellenstande leben wollte, sich nach einem Weibe umsah, es gefiel ihm aber keine als eine Rothenburgerin. Deshalb begab er sich in dem Gewande des reichsten Edelmannes mit zwei Dienern in das Haus ihres Vaters. Die Eltern, von der grossen Pracht des Freiers geblendet, willigten ein, und es

wurde sofort eine grosse Gasterei veranstaltet, wobei die beiden Diener spielen mussten, der eine auf der Sackpfeife, der andere auf der Geige. Doch der Hauswirt schöpfte Verdacht. Er berief einen ehrwürdigen Geistlichen, der ein erbauliches Gespräch anhub. Der Bräutigam wollte es hindern, der Vater aber sprach: „Wir sind auf den Herrn getauft und gedenken uns wider Satans List und Macht zu schützen.“ Als die fremden Gäste diese Worte hörten, verliessen sie, einen greulichen Gestank zurücklassend, das Zimmer und fuhren auf und davon.

Nach einem Märchen bei L. Bechstein waren einmal in der Hölle nur lauter Männer und keine Weiber. Da machte ein Teufel sich auf die Erde, um sich ein Weib zu holen. Es begegnete ihm eine junge Dirne, und da sie Lust zum Heiraten hatte, ging er sofort zum Pfarrer und liess sich mit ihr trauen. Bevor aber noch der Kussmonat vorüber war, forderte die junge Frau soviel Geld und schöne Kleider von ihm, dass er es nicht schaffen konnte. Deshalb wurde sie kalt gegen ihn, zankte mit ihm und schliesslich prügelte sie ihn. Da dachte der Teufel: Ei, was sollst du dich mit der Frau plagen; er verliess sie und wanderte wieder zur Hölle, wo er aber, da er kein Weib mitbrachte, tüchtig ausgelacht und „dummer Teufel“ gescholten wurde. Darauf erbot sich ein etwas älterer Teufel, ein Weib in die Hölle zu bringen. Er traf auf einem Erbsenacker eine alte Jungfer, mit der er sofort Hochzeit machte. Allein er merkte bald, dass er übel angekommen war, seine Frau war ein Geizdrache, die das Salz an den Kartoffeln sparte und am Sonntage einen Knopf statt des Hellers in den Klingelbeutel steckte. Wenn der Teufel auch noch so sehr am Tage für sie arbeitete, so bekam er doch wenig von ihr zu beissen, ja abends, wenn er nicht genug nach Hause brachte, setzte es sogar Schläge. Da der Teufel keine Lust hatte, sich fortwährend von der Frau plagen zu lassen, kehrte er ebenfalls zur Hölle zurück, wo es ihm geradeso erging wie dem ersten Teufel, er wurde ausgelacht und mit dem Spottrufe: „Dummer Teufel!“ empfangen. Nun machte sich ein ganz alter Teufel auf, ein Weib in die Hölle zu bringen. In einem Birkenwalde fand er eine Witwe, und da sie ihm ge-

fiel, so wurde er handelseinig mit ihr und liess sich von einem Pfarrer mit ihr zusammensprechen. Aber die Hochzeit war noch nicht lange vorbei, so bemerkte er, dass auch er betrogen worden sei. Sie hing ihn an die Wand und ging mit ihrem Liebsten zu Biere, schliesslich sollte er sogar stehlen. Das wurde dem Teufel doch zu arg, er verliess das Weib, kehrte aber nicht wieder zur Hölle zurück, sondern sann auf Rache, er wollte die Weiber quälen. In einem Walde traf er einen armen Köhler, mit dem er einen Vertrag schloss und ihm versprach, ihn recht reich zu machen. Er erzählte ihm von einem König, der drei Prinzessinnen habe. Er wolle in die eine fahren und sie quälen, der König würde dann einen Aufruf im Lande nach einem Doktor ergehen lassen, da solle er sich melden und zu ihm sagen: „Herr König, ich will der Prinzessin helfen, aber ich muss mit ihr in einer Stube ganz allein sein, versteht sich in allen Ehren". Wenn er dann bei der Prinzessin sei, solle er rufen: „Donner und Teufel, fahre aus"! Darauf solle er ein Fenster öffnen und er wolle sich von dannen heben; er dürfe es aber nicht mehr als zweimal tun, geschehe es dreimal, so koste es ihm den Hals. Der Köhler fragte: Auch wenn ich dir eine schöne gute Frau zeige? Der Teufel erwiderte: Wir wollen sehen. Da der Köhler sieben Kinder und keinen Bissen Brot hatte, versprach er alles zu tun, was der Teufel von ihm verlange. Es dauerte nicht lange, so wurde eine Prinzessin des Königs krank und man sicherte dem, der sie gesund mache, das halbe Königreich zu und soviel Geld, als der König und der Doktor schwer seien. Der Köhler verfuhr so, wie ihm der Teufel gesagt hatte, machte die Prinzessin gesund und kam mit viel Gold beladen nach Hause. Es dauerte aber nicht lange, so wurde die andere Prinzessin vom Teufel besessen und der Köhler verfuhr wieder so. Als schliesslich die dritte Prinzessin dasselbe Schicksal ereilte, war für den Köhler guter Rat teuer; half er, so drehte ihm der Teufel den Hals um, half er nicht, so wollte ihn der König aufhängen lassen. Deshalb griff er zu einer List; der König musste den Befehl ergehen lassen, dass sich alle guten und schönen Mädchen in der Stadt am nächsten

Morgen früh in weissen Kleidern mit roten Schärpen und in Haarlocken vor dem Schlosse versammeln und ihn neben der Prinzessin den Berg hinaufgeleiten sollten, ebenso alle Geistlichen. Als der Köhler auf der höchsten Spitze war, rief er: „Donner und Teufel, fahre aus"! Der Teufel willfahrte zwar dem Köhler, aber er sprach: Spitzbube, hältst du so dein Wort? Warte, nun breche ich dir den Hals! Der Köhler versetzte darauf: „Halt! unser Pakt hatte einen Vorbehalt, du darfst mir nichts tun, wenn ich dir eine schöne, gute Frau zeige". Der Teufel sah sich um und nahm von den dastehenden Jungfrauen eine nach der anderen in Augenschein, überzeugte sich aber, dass er über keine derselben Macht habe. So war der Teufel geprellt. Da er zu seinem Ehedrachen wieder zurückzukehren sich fürchtete, so fuhr er ohne Weib unter Gerassel und Gestank wieder heim zur Hölle, wo er mit lautem Gelächter empfangen wurde, und von allen Seiten hiess es: „Dummer Teufel!" Das Märchen schliesst mit der Bemerkung: Die Hölle habe noch immer keine Weiber, weil sie gar so gut seien, nur des Teufels Grossmutter sei darin.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind in dem Bechsteinschen Märchen zwei Märchen zusammengeflossen, die sich beide auf die Ueberlistung des Teufels beziehen: Das Märchen von dem Teufel, der um ein Weib freit und das Märchen von dem armen Köhler, der sich dem Teufel ergeben will, wenn er ihn aus der Not reisse. Vielleicht hat sich das Märchen vom Teufel und dem Köhler aus der Märchengruppe entwickelt, die vom Teufel und dem klugen Schmiede handelt. Wenn unsere Vermutung von der Ineinanderverwebung zweier Märchen richtig ist, erklärt sich auch die doppelte Prellung des Teufels.

Uebrigens bemerken wir, dass der Teufel als Freiersmann, mag er seine Schöne auf einer Burg, oder auf den Tanzboden der Dorfschänke, oder in der einfachen Bauernstube aufsuchen, immer in vornehmer, reicher Kleidung und mit feinen Manieren auftritt. In der Regel erscheint er als feiner Ritter oder, wie bereits oben bemerkt, als schmucker Jäger. Die anderen charakteristischen Merkmale, wie der Klumpfuss usw. fehlen ihm. Zum flotten Tänzer würde dieser auch nicht gut passen.

Doch die Sage vom Teufel als Freiersmann, der besonders gern auf dem Tanzsaale um eine Dirne wirbt, findet sich nicht nur bei den Deutschen, sondern sie ist auch zu anderen Völkern gedrungen. Nach einem slavischen Märchen bei Jos. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 167 flg., war in einem Dorfe eine Bäuerin namens Käthe, mit der, obwohl sie eine Hütte, einen Garten und dazu noch einiges Geld besass, noch nie ein Bursche getanzt hatte, trotzdem sie an jedem Sonntage, sobald der Dudelsack erklang, in der Schänke erschien. Das hatte darin seinen Grund, weil sich alle vor ihrem bösen Maule fürchteten. Eines Sonntags sprach sie: Heute möchte ich meinethalben mit dem Teufel tanzen! Bald trat auch ein Mann im Jägergewande in der Schänke an sie heran und bot ihr zu trinken, sie sträubte sich zwar ein Weilchen, dann aber trank sie. Der Herr zog hierauf einen Dukaten aus der Tasche und warf ihn dem Dudelsackpfeifer mit den Worten hin: Ein Solo! Die Burschen traten zurück, der Tanz begann. Käthe tanzte den ganzen Abend mit dem Herrn und bemerkte nicht, dass sie von den anderen Mädchen verlacht wurde. Beim Nachhausegehen äusserte das Mädchen: Könnt' ich doch mit euch bis zu meinem Ende tanzen, wie heut! Warum nicht? entgegnete der Herr, hänge dich an meinen Hals, und komm' mit mir! Käthe tat es, doch im Nu verwandelte sich der Herr in den Teufel und flog mit ihr zur Hölle. Schweisstriefend kam er hier an, doch als man ihm Erleichterung schaffen und Käthe herunternehmen wollte, hielt sie sich so fest an ihm wie eine Zange. Selbst Luzifer, an den der Teufel sich wandte, konnte nicht helfen. Voll Verdruss trabte er daher wieder zur Erde und versprach Käthen goldene Berge, wenn sie ihn frei liesse, doch umsonst. Voll Wut klagte er einem Schäfer mit einem ungeheueren Pelze sein Leid. Dieser forderte Käthe auf, sich an ihn zu hängen, was sie auch sogleich tat. Doch bald bekam auch er die Last satt und warf sie samt seinem Pelze in den Teich. Der Teufel bedankte sich beim Schäfer, dass er ihm aus der Klemme geholfen und versprach ihm, seinen Dienst einmal zu vergelten. Zu dieser Zeit herrschte ein reicher Fürst im Lande, der ein

sehr schwelgerisches Leben führte, und seine beiden Stellvertreter, die für ihn das Land verwalteten, waren um kein Haar besser. Eines Tages berief der Fürst einen Sterngucker, um sich von ihm die Zukunft vorhersagen zu lassen. Derselbe sagte ihm, dass er, bevor noch der Mond voll werde, mit seinen beiden Stellvertretern vom Teufel lebendig in die Hölle geführt werden würde. Obwohl der Fürst über diesen Ausspruch sehr aufgebracht wurde und den Sterngucker ins Gefängnis werfen liess, ging er doch in Reue und Busse in sich und gab sich alle Mühe, das Land gut zu regieren. Die beiden Stellvertreter aber liessen ihre Schlösser von allen Seiten verrammeln, damit ihnen der Teufel nicht beikommen könne. Der Schäfer hatte von all diesen Dingen keine Ahnung. Eines Tages erschien ihm der Teufel und sprach: Ich will dir jetzt den Dienst, den du mir einst erwiesen, vergelten. Ich soll die Stellvertreter deines Herrn wegen ihres schlimmen Lebenswandels in die Hölle schaffen, darum geh an dem und dem Tage in das Schloss des ersten Herrn, und wenn du siehst, dass ich ihn fortschleppe, so sprich zu mir: Entweiche, sonst wird's dir schlimm ergehen! Da werde ich von ihm ablassen, du aber lass dir zwei Säcke Goldes geben, und hat er dazu keine Lust, so drohe ihm, dass du mich sofort rufen werdest. Ebenso mache es im Schlosse des zweiten Stellvertreters. Doch den Fürsten befreien zu wollen, den ich auch bis zum Vollmonde holen muss, widerrate ich dir, du müsstest es mit deiner Haut büssen. Der Schäfer tat so, wie ihm der Teufel gesagt hatte und er wurde ein sehr reicher Mann. Als der Fürst sah, wie der Schäfer seine beiden Stellvertreter aus den Klauen des Teufels gerettet hatte, liess er ihn holen und bat ihn, er möchte sich doch über ihn erbarmen. Der Schäfer sprach: Das kann ich nicht, es geht sonst an meine eigene Haut, doch wollt ihr euch bessern, so will ich es versuchen und sollt' ich statt euer in die Hölle müssen. Als der Teufel vor dem Fürsten stand und ihn aufforderte, ihm zu folgen, ging dieser, ohne ein Wort zu sagen, hinter ihm her. Plötzlich aber kam der Schäfer herbeigeeilt und gebot dem Teufel, sich schnell davon zu machen, denn sonst würde es ihm

schlimm ergehen. Als der Teufel sich zornig gebärdete und den Schäfer hart anfuhr, versetzte dieser: Mir ist es nicht um den Fürsten, sondern um dich zu tun: Käthe lebt und fragt nach dir. Sowie der Teufel das Wort: Käthe gehört hatte, war er wie weggeblasen. Der Schäfer aber lachte im stillen den Teufel aus und war froh, den Fürsten durch diese List befreit zu haben. Zum Danke dafür ernannte ihn der Fürst zu seinem Hofkavalier und liebte ihn wie seinen eigenen Bruder.

Die Sagen vom geprellten Teufel als Freiersmann tragen einen ganz volkstümlichen Charakter an sich; vor allem sind mehrere sprichwörtliche Redensarten, die im Volksmunde leben, wie: „Ein dummer Teufel sein", „das soll der Teufel aushalten" und „ein armer Teufel sein" mit auf sie zurückzuführen. Ihr mythologischer Hintergrund ist aber allenthalben noch ersichtlich. An die Stelle der Riesen, welche die lichten und segenspendenden Asynien in ihre Gewalt zu bringen versuchen und sich mit ihnen vermählen, und an die Stelle der Zwerge und Wichte, welche um die Töchter der Menschen werben und sie in ihr Reich entführen, ist der Teufel getreten. Wie den Riesen und Zwergen aber durch die List der Götter und Menschen ihre Beute wieder abgenommen wird, so muss auch der Teufel in der Regel das eroberte Weib wieder hergeben, weil er in seinem Pakte irgend einen Punkt ausser acht gelassen hat, oder weil er von dem Weibe so gequält wird, dass er von selbst auf dasselbe Verzicht leistet und froh ist, wenn es ihn nicht weiter verfolgt.

IV.

Der geprellte Teufel in seinem Anspruch auf Erdland und Bodenfrucht.

In dem grossen Sagenkreise vom geprellten Teufel finden wir auch eine Reihe Sagen, in denen er als Mitteilhaber der Erde und ihrer Erzeugnisse erscheint. Dass auch diesen Sagen mythische Vorgänge zugrunde liegen und der Teufel an die Stelle der Riesen getreten ist, darauf haben schon Jakob Grimm und Karl Simrock aufmerksam gemacht. Wie nach nordischem Götterglauben die Riesen Anspruch auf Grund und Boden den Göttern gegenüber erheben, so fordert auch der Teufel von Gott bei der Schöpfung der Erde seinen Teil. Zu diesem Zwecke schliesst er mit Gott, dem Schöpfer, einen Teilungsvertrag, und es wird ihm so viel zugestanden, als er binnen einer gewissen Frist mit einem Walle oder einer Mauer einfriedigen kann. Die Ansicht, dass der Teufel ein gewisses Recht auf die Erde habe, ist alt, sie reicht bis in die ersten Jahrhunderte des Christentums hinauf. Schon nach dem gnostischen System des Marcion besitzt der Teufel (πονηρός, διάβολος) die Herrschaft über die vom Demiurgen geschaffene Welt, von ihm geht alles Böse und alles Unheil aus. Wenn auch die gnostische Anschauung keinen Einfluss auf die Ausgestaltung der in Frage stehenden Teufelssagen ausgeübt hat, so bietet sie doch eine interessante Parallele. Besonders sind es drei deutsche Sagen, in denen der Teufel einen Teil der Erde von Gott fordert oder sich erbittet. Bei genauer Betrachtung aber sind dieselben miteinander verwandt und erweisen sich schon ihres gemeinschaftlichen Grundgedankens wegen nur als örtliche Wandelungen ein und derselben Ursage.

Die betreffenden Sagen beziehen sich entweder auf wunderbare von der Natur bewirkte wall- oder dammartige Erhebungen oder auf künstliche, von Menschenhand geschaffene mauerartige Abgrenzungen, die sich das Volk nicht erklären konnte, weil ihm die Geschichte ihrer Urheberschaft und ihrer Entstehung im Laufe der Zeiten verloren gegangen war. So ist nach den Bauern um Oberndorf und Otmannsfeld, die nordgauer Pfahlhecke zwischen Ellingen und Pleinfeld, $1^1/_2$ Stunde von Weissenburg, ein Werk des Teufels und folgendermassen entstanden: Der Teufel forderte von Gott einen Teil der Erde und dieser überliess ihm so viel, als er vor Hahnenkrähe umschliessen werde. Der Böse machte sich sogleich an die Arbeit, doch ehe er den Schlussstein legte, krähte bereits der Hahn und seine Hoffnung war vereitelt. Vor Wut fiel der Teufel über sein Werk her und warf die Steine über einen Haufen. (S. Grimm, Deutsche Sagen S. 286 f. Nr. 189, vergl. A. Schöppner, Sagenbuch der bayrischen Lande, I. S. 123 f. Nr. 123.)

Der Teufel spielt hier noch ganz die Rolle des Riesen. Wie dieser infolge des Sonnenaufgangs von seinem Bau ablassen muss und zu Stein verwandelt wird, so ist auch der Teufel ein lichtscheues Wesen, das sein Werk nur im Finstern treiben kann. Wird er daher von dem das Morgenlicht verkündenden Hahnschrei überrascht, so muss er die Arbeit einstellen und die Flucht ergreifen. Ein anderes merkwürdiges Bauwerk betrifft den am Ostrande des Harzes mitten durch die vorgelagerte Ebene sich hinziehenden, schmalen Bergrücken, der bei Blankenburg anhebt und bei Ballenstedt sein Ende hat. Von der Entstehung dieser merkwürdigen Felsbildung hat sich folgende Vorstellung im Volke lebendig erhalten. Der Teufel wollte mit Gott die Erde teilen, jedem sollte die Hälfte gehören. Um die Grenze genau zu bezeichnen und das Christentum von seinem Bereiche fernzuhalten, türmte er in einer finsteren Nacht mit seinen höllischen Gesellen eine riesige Mauer auf, die aber Gott am Tage mit der Macht seines Blitzes wieder zerstörte, wodurch der Teufel sich genötigt sah, das begonnene Werk aufzugeben. (S. v. Rohr, Der Vor- und Unterharz S. 46, vergl. Grimm a. a. O. S. 237

Nr. 190 und S. 239 Nr. 194.) Wie die Riesen nach mythologischer Vorstellung der Ausbreitung des Christentums sich feindlich gegenüberstellen und mit aller Macht zu hindern suchen, so auch der Teufel. Gott tritt hier an Stelle des Donnergottes Thor, vor dessen Blitzhammer die Riesen zittern, weil er sie und ihr Werk vernichtet.

Ein drittes seltsames Bauwerk haben wir in dem an der Donau unweit Regensburg durch das jetzige Württemberg hindurch bis an den Rhein bei Köln sich erstreckenden Grenzwall, den die Römer seiner Zeit errichteten. Der Volksmund bezeichnet auch ihn als ein Werk des Teufels und erzählt sich über seine Entstehung folgendes. Der Teufel erbat sich einst von Gott so viel Land, als er in einer Nacht mit einer Mauer oder einem Graben umschliessen könnte. Gott gewährte ihm die Bitte, worauf er in der Gestalt eines Ebers den erwähnten Erdwall aufführte. Doch weil er in seiner Habsucht auf ein zu grosses Stück sein Augenmerk gerichtet hatte, überraschte ihn das Tageslicht, und er musste von seiner Arbeit abstehen. Im Zorn zerstörte er das Werk wieder. (Siehe E. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I. S. 159 f.) Der Teufel ist hier aller Wahrscheinlichkeit nach an Stelle des dem Frô geheiligten Ebers (Phol oder Ful) getreten, dessen Fleisch die Helden in Walhalla verschmausten. — Noch verschiedene alte Wälle und Befestigungswerke heissen im Volksmunde Schweinegraben und werden dem Teufel zugeschrieben, wir erwähnen nur den schwäbischen Wall, der über den Kochersberg bis an den Murr reicht. (Vergl. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Aufl. S. 855) Doch der Teufel fordert nicht nur einen Teil der Erde, er will auch an den Erträgnissen des Bodens teilhaben, er geht aber seines Anspruchs hier ebenso wie dort verlustig und muss beschämt seinen Rückzug antreten. Die Sage tritt uns in verschiedenen Fassungen entgegen, in einer deutschen bei Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 189, in einer esthnischen bei Grimm, Reinhart Fuchs CCLXVIII und in einer dänischen bei Thiele in seinem dänischen Sagenwerke II, 249. Am richtigsten wird sicher die Sage in Zusammenhang mit den Zwergmärchen gebracht. Vielleicht

berührt sie sich aber auch mit Riesensagen, denn die Riesen, die lange nur an die öde Steinwelt gewöhnt waren, freuten sich, als sie zum erstenmale die Pflanzenwelt aufgehen sahen, und suchten dieselbe in ihre Gewalt zu bringen, sie wurden aber darum betrogen. Die deutsche Fassung bei Grimm, welche die einfachste ist, lautet: Ein verschmitztes Bäuerlein hatte einst seinen Acker bestellt und rüstete sich schon zur Heimfahrt. Da erblickte es auf dem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als es voll Verwunderung hinzuging, sass oben auf der Glut ein kleiner schwarzer Teufel. Das Bäuerlein sprach zu ihm: Du sitzest wohl auf einem Schatz? Ja wohl, antwortete der Teufel, auf einem Schatz, der mehr Gold und Silber enthält, als du dein Lebtag gesehen hast. Das Bäuerlein sprach: Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir. Der Teufel antwortete: Er ist dein, wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibst, was dein Acker hervorbringt. Das Bäuerlein ging auf den Handel ein und sprach: Damit aber kein Streit entsteht bei der Teilung, so soll dir gehören, was über der Erde ist, und mir, was unter der Erde ist. Dem Teufel gefiel der Vorschlag, aber das listige Bäuerlein hatte Rüben gesät. Als nun die Zeit der Ernte kam und der Teufel erschien, um seinen Teil zu holen, fand er nichts, als die gelben, welken Blätter, während das Bäuerlein vergnügt seine Rüben ausgrub. Da sprach der Teufel: Einmal hast du den Vorteil gehabt, das nächste Mal ist dein, was über der Erde wächst, und mein, was darunter ist. Mir auch recht, versetzte das Bäuerlein; es säte aber diesmal nicht Rüben, sondern Weizen. Als die Zeit der Ernte kam, ging das Bäuerlein auf den Acker und schnitt die vollen Halme bis zur Erde ab, und dem Teufel verblieben nur die Stoppeln. Wütend darüber fuhr der Teufel in eine Felsenschlucht hinab. In der Darstellung bei Müllenhoff, Märchen, Sagen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg Nr. 377 S. 278 begegnet uns die Sage bereits in grösserer Ausspinnung und mit einem besonderen Nachspiel am Schlusse. Ein Bauer und der Teufel mieteten einmal gemeinschaftlich einen Krug Landes auf zwei Jahre, und um keinen Streit über die Ernte entstehen zu lassen, sprach

der Teufel zum Bauer: Lass uns würfeln, wer das, was über der Erde, oder wer das, was darunter wächst, haben soll. Der Bauer war's zufrieden, aber der Teufel verstand den Kniff und hatte die meisten Augen, so sollte er das haben, was oben wachse. Doch der Bauer, der das Feld zu bestellen hatte, besäte es mit Rüben, und der Teufel erhielt, als der Herbst kam, nur das Kraut. Um sich im nächsten Jahre den Aerger zu ersparen, würfelten sie zum zweiten Male, und diesmal warf der Teufel die wenigsten Augen, aber der Bauer säte Weizen, und im Herbste erhielt der Teufel nur die Stoppeln. Als sich der Teufel abermals betrogen sah, sagte er voll Aerger: Morgen komme ich, dann sollst du dich mit mir kratzen. Dem Bauer wurde es ängstlich, doch seine Frau sprach: Sei nur ruhig, ich will schon mit ihm fertig werden. Als der Teufel am nächsten Morgen kam, tat sie, als ob sie böse und verdriesslich wäre, und wie sie der Teufel fragte, was ihr fehle, sprach sie: Ach, sieh nur mal her, da hat mir mein Mann soeben mit dem Nagel seines kleinen Fingers diesen grossen Riss quer über meinen schönen, eichenen Tisch gemacht. Auf die Frage des Teufels, wo er wäre, antwortete sie, er habe sich soeben zum Schmied begeben, um sich die Nägel schärfen zu lassen. Wie der Teufel das hörte, ging er ganz sachte aus der Tür und machte, dass er fortkam.

Das Eigentümliche dieser Darstellung liegt darin, dass Würfel entscheiden, welche Hälfte des Erntecertrages dem Teufel zufallen soll. Der Teufel würfelt gern, besonders um Seelen. Es ist dies ein Zug, der von Wuotan, dem Erfinder des Würfelspiels, auf ihn übergegangen ist. Da der Teufel zweimal von dem Bauer betrogen wird, so will er sich an ihm rächen und er soll sich mit ihm im Kratzen messen, wovor ihn aber die List seiner Frau bewahrt.

Mit noch grösseren Ausschmückungen versehen lesen wir die Sage bei Rabelais, Gargantua und Pantagruel Buch IV, Kap. 45—47. Darnach geht der Teufel auf der Insel Papofeigen zufällig an einem Acker vorüber, auf dem ein Bauer Korn säte, um im nächsten Jahre davon leben zu können. Er sprach zu

dem Bauer: Der Acker gehört dir gar nicht, er gehört mir, indessen ist es meine Sache nicht, Korn zu säen, und so magst du ihn immer behalten, aber ich stelle die Bedingung, dass wir, was er trägt, miteinander teilen, nämlich auf den einen Teil kommt alles, was über der Erde und auf den andern Teil alles, was unter der Erde ist; jedesmal soll mein Teil sein, was unter der Erde ist. Wann ist die Ernte? Mitte Juli, antwortete der Bauer. Schön, sprach der Teufel, tue deine Schuldigkeit, ich werde mich zur rechten Zeit wieder einfinden. Der Bauer fing an, das Getreide zu schneiden und der Teufel zog mit einer Schar kleiner Chorteufel die Stoppeln heraus. Dann drasch der Bauer das Korn, worfelte es, tat es in Säcke, brachte es auf den Markt, verkaufte es und füllte einen ganzen Halbstiefel mit Gold dafür, während der Teufel für seine Stoppeln gar nichts löste und obendrein tüchtig ausgelacht wurde. Hallunke, sprach der Teufel, diesmal hast du mich betrogen, das nächstemal soll dir das nicht wieder gelingen! Wie kann ich euch betrogen haben, versetzte der Bauer, habt ihr nicht zuerst gewählt? Ihr gedachtet allerdings mich zu übervorteilen, denn ihr meintet, über der Erde werde es nichts für mich geben, wogegen ihr unter der Erde meine ausgestreute Saat zu finden hofftet. Halts Maul, sprach der Teufel, sage mir lieber, womit du im nächsten Jahre den Acker bestellen willst. Als guter Landwirt muss man jetzt Rüben säen, entgegnete der Bauer. Tue das, sprach der Teufel, ich werde sie vor dem Gewitter schützen und dafür Sorge tragen, dass sie nicht verhageln, aber diesmal nehme ich, was über der Erde ist und du bekommst, was unter der Erde ist. Als die Zeit der Ernte da war, sammelte der Bauer die grossen Rüben in Säcke, trug sie zu Markte und löste wieder ein schönes Stück Geld dafür, während der Teufel nichts verkaufen konnte und noch verhöhnt wurde. Da sagte er: Ich sehe wohl, dass du mich wieder angeführt hast, ich will die Sache mit dem Acker einfürallemal zu Ende bringen. Lass uns einen Pakt schliessen, wir wollen uns kratzen und wer unterliegt, verliert seinen Anteil an dem Acker, der dann dem Sieger ganz allein gehören soll. Der Bauer ging betrübt und nachdenklich

zuhause. Als seine Frau die Ursache seiner Schwermut erfuhr, tröstete sie ihn und sprach: Verlass dich auf mich und sei nur ruhig, ich werde dir schon helfen. Zum anberaumten Tage stellte sich der Teufel in der Hütte des Bauers ein, anstatt aber den Bauer selbst anzutreffen, fand er nur seine Frau vor, die heulend und jamernd auf der Erde lag. Was gibts denn? fragte der Teufel. Ach mein Mann, antwortete sie, ist ein Bösewicht, er sagte mir, er hätte mit euch ausgemacht, sich mit euch zu kratzen und um seine Nägel zu probieren, hat er mich so schrecklich zugerichtet, dass ich nicht wieder gesund werde. Nun ist er zum Schmied gegangen, um sich seine Nägel erst recht spitzen und schärfen zu lassen. Liebster Herr Teufel, ihr seid verloren. Der Teufel war über die Worte der Frau so entsetzt, dass er ausrief: Mich kriegt er nicht, ich mache mich aus dem Staube. So ging der Bauer durch die List seiner Frau abermals als Sieger hervor und behielt den Acker. Während in den beiden vorhergehenden Sagen der Bauer zuerst Rüben und dann erst Korn sät, findet in der Darstellung bei Rabelais das Umgekehrte statt. Auch das Würfeln fehlt hier, dafür ist aber das Kratzen am Schluss in Form einer Wette dargestellt, die den Ausschlag über die Zugehörigkeit des Ackers geben soll. Uebrigens wird der Teufel nicht deshalb zur Flucht genötigt, weil er an einem Tische, sondern an dem Weibe die Kraft der Nägel des Bauern gewahrt.

Die Sage von dem Teufel, der Anspruch auf einen Teil des Feldertrages erhebt, ist auch zu den Morgenländern gedrungen. Vor allem ist sie, wie dies aus der Sagen- und Legendensamlung L'Algérie traditionelle I. p. 55 f., die A. Certeux und E. Henry Carnoy, Paris 1884 herausgegeben, und aus einem von Mark Lidzbarski veröffentlichten Aufsatze: Beiträge zur Grammatik der neuaramäischen Dialekte in der Zeitschrift für Assyriologie, IX. Band, 2. und 3. Heft, Seite 224—263 erhellt, ins Neuarabische und Neuaramäische übergegangen. Nach der Darstellung bei Lidzbarski, die das Ms. Nr. 337 des Handschriftenabteilungsverzeichnisses der königlichen Bibliothek zu Berlin (Katalog 41a) zum Gegenstande hat, handelt es sich um einen Mossulaner und den

Teufel.*) Beide sind Geschäftsfreunde und haben zusammen Zwiebeln gesät. Als die Zwiebeln reif sind, macht der Teufel dem Mossulaner den Vorschlag, die Teilung vorzunehmen; doch der Mossulaner überlässt dem Teufel die Wahl, er könnte entweder die Köpfe der Zwiebeln oder die Wurzeln für sich in Anspruch nehmen. Der Teufel, durch die Frische der Köpfe geblendet, mähte sofort diese ab, während dem Mossulaner die Wurzeln verblieben. Im nächsten Jahre säen beide Weizen, und bei der Ernte überliess der Mossulaner gleichfalls dem Teufel, sich den Kopf des Weizens oder die Wurzeln zu wählen. Um nicht wieder den kürzeren zu ziehen, forderte der Teufel diesmal die Wurzeln. Da ging der Mossulaner hin und mähte für sich den Weizen, und der Teufel musste sich mit dem Stoppeln begnügen. Aus Ärger über den abermaligen Schaden entzweite sich der Teufel mit dem Mossulaner und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Der Mossulaner war es zufrieden und überliess dem Teufel nicht nur die Walstatt, sondern auch die Waffen zu bestimmen. Sie kämpften in einem Hause, der Teufel mit dem Ochsenstachel, der Mossulaner mit dem Stock, doch jener blieb fortwährend mit seiner Waffe im Dache des Hauses hängen, während dieser dermassen mit der seinigen flink auf ihn losschlug, dass er davonlief. Später wechselten beide die Waffen und auch den Kampfplatz. Sie kämpften im Freien, doch der Mossulaner streckte den Ochsenstachel aus der Ferne aus und versetzte dem Teufel so wuchtige Hiebe, dass er sehr bald die Flucht ergriff.

Die neuaramäische Sage unterscheidet sich in drei Punkten von der Darstellung bei Müllenhoff und Rabelais. Zunächst sind hier beide, der Mossulaner und der Teufel, beim Aussäen der Frucht beteiligt, während dort der Mensch dieses Geschäft ganz allein verrichtet; bei der Ernte dagegen ist hier das erstemal der Teufel, das zweitemal der Mossulaner allein tätig, während dort der Mensch beides allein besorgt. Als charakteristische Frucht werden sodann in der neuaramäischen

*) Die Legende ist wieder abgedruckt in: Geschichten und Lieder aus den neuaramäischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin von Mark Lidzbarski, Weimar 1896. S. 78. ff.

Sage neben dem Weizen Zwiebeln angegeben, bei Müllenhoff und Rabelais sind es Rüben. Das Nachspiel endlich besteht in der neuaramäischen Sage in dem Vorschlage eines Doppelkampfes, der auch zur Ausführung gelangt, bei Müllenhoff und Rabelais handelt es sich nur um eine Herausforderung, der Kampf unterbleibt durch die List der Frau. In der algerischen Sage wieder, wo der Teufel bei Teilung eines Gemüsefeldes zweimal betrogen wird, fehlt das Nachspiel.

Friedrich Rückert, hat die Sage poetisch bearbeitet. (S. Gedichte, S. 75). Der Sachverhalt des Gedichtes ist in kürze dieser. Als einst die Araber ihr Feld bestellt hatten, kam schnell der Teufel herbei und sprach: Da mir die halbe Welt gehört, so kommt mir auch von eurer Ernte ein Teil zu. Die Araber wollten ihm die untere Hälfte geben, doch er forderte die obere. Die Araber aber waren schlau und säten Rüben, und als es zur Teilung ging, erhielten sie die Wurzeln, während der Teufel sich mit den Blättern begnügen musste. Voll Zorn über den ihm gespielten Betrug forderte der Teufel im nächsten Jahre die untere Hälfte der Ernte. Die Araber gingen darauf ein, besäten diesmal aber ihre Felder mit Weizen und Korn und heimsten bei der Teilung den Aehrenschnitt ein, wogegen der Teufel die leeren Stoppeln empfing. In dieser Fassung wird dem Teufel von den Arabern zuerst die untere Hälfte von der Bodenfrucht angeboten, er weist sie aber zurück und fordert die obere Hälfte. Bei Müllenhoff und Rabelais findet gerade das Gegenteil statt.

Wahrscheinlich ist die Sage durch die Darstellung bei Rabelais zu den Arabern Algiers und von hier aus weiter in den Orient gedrungen, wenigstens stammt die Niederschrift des neuaramäischen Ms., wie aus einer Notiz am Kopfe desselben hervorgeht, aus der allerjüngsten Zeit, denn es ist das Jahr 1883 angegeben.

Auf abendländischen Ursprung der Sage weist schon die Figur des geprellten Teufels und die ganze Art und Weise hin, wie der Mensch mit ihm verfährt.

Die Bemerkung Jakob Grimms, (deutsche Mythologie,

3. Auflage, Seite 859): „Rückerts Gedichte geben es (aus München) aus arabischer Ueberlieferung, deren Quellen ich erfahren möchte", findet durch das Gesagte seine Erledigung.

Unsere Sage findet sich ferner in einer Erzählung aus der Basse-Bretagne: Saint Guénolé et le diable, vergl. Revue des traditions populaires VI. (1891) p. 546 f., wie auch in einer bei den Südslaven unter der Aufschrift: Der heilige Sabbas und der Teufel, vergl. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven Bd. II., S. 411 ff., in beiden fehlt aber das Nachspiel. In den bereits angeführten Darstellungen werden Rüben und Weizen gesät, hier aber hintereinander schwarze Zwiebeln, Kraut, Erdäpfel und Weizen.

Nachdem der Teufel von allen diesen Dingen immer den wertlosen Teil erhalten, weil er sich bald das über, bald das unter der Erde Wachsende gewählt hat, wird gemeinschaftlich ein Weinberg angepflanzt. Im dritten Jahre, als sich sehr schöne Trauben zeigen, treffen der heilige Sabbas und der Teufel wieder zusammen, damit sich ein jeder seinen Teil nehme. Der heilige Sabbas fragte den Teufel, was er lieber wolle, den dicken Trester oder die Tauche, worauf derselbe den dicken Trester sich erbat. Dabei kommt der Teufel auf einen guten Gedanken. er übergoss denselben mit Wasser, verfertigte einen Kessel und brannte Branntwein, den der heilige Sabbas kosten musste. Als dieser über das Getränk aber einen Segen sprach und das Kreuz schlug, ergriff der Teufel die Flucht und verschwand auf Nimmerwiedersehen. — Als Branntweinbrenner wird der Teufel auch in anderen Märchen geschildert. Er hat dieses Getränk erfunden, um die leergewordene Hölle wieder mit Seelen zu bevölkern, und hat zu diesem Zwecke seine Bereitung den Bewohnern von Nordhausen gelehrt.

Die südslavische Gestalt der Sage ist entschieden sehr jung, denn es sind in ihr Züge verschiedener Sagen zusammengeflossen.

In einem esthnischen Märchen wieder verlangt nicht der Teufel von dem Bauer die Hälfte der Ernte, sondern der Bär, das geheiligte Tier des Thor und das Sinnbild des Winters. Das Märchen

lautet: Ein Bauer war mit Säen von Rüben auf seinem Felde im Walde beschäftigt, als zu ihm der Bär kam und ihn fragte, was er mache. Der Bauer antwortete: Ich säe Samen, aber wenn ich's getan habe, fressen mir es die Waldvögel. Da bot sich ihm der Bär, weil er dachte, es würde Hafer gesät, zum Hüter der Saat an, forderte aber zum Lohne das Obere der Frucht, während dem Bauer das Untere verbleiben sollte. Der Bauer ging auf die Forderung ein, und der Bär hütete den ganzen Sommer hindurch die Rüben des Bauers, immer denkend, es sei Hafer. Als der Herbst kam, riss der Bauer die Rüben aus, während er die abgeschnittenen Blätter für den Bären auf dem Felde liegen liess. Obwohl der Bär darüber sehr zornig war, konnte er dem Bauer doch nichts anhaben. Im nächsten Frühjahr begab sich der Bauer wieder auf sein Feld, um es zu bestellen, und säte Hafer. Auch der Bär erschien wieder und richtete an den Bauer die Frage, was er mache. Der Bauer sprach: Ich säe Samen, allein, wenn ichs getan habe, verheeren mir alles die Waldvögel. Der Bär, der diesmal meinte, der Bauer säe Rüben, stellte sich ihm abermals als Wächter zur Verfügung, wenn ihm das Untere zufalle. Der Bauer nahm den Dienst an, und der Bär hütete den ganzen Sommer das Feld. Als es zum Herbste ging, schnitt der Bauer den Hafer und führte ihn auf seinem Wagen heim, die Stoppeln aber liess er stehen. Der Bär erschrak, als er kam, seinen Teil zu holen, und nur die Haferstoppeln auf dem Acker standen. Sein Herz wurde ihm ganz schwer und er sprach bei sich: Ich werde dem Bauer ein paar Ochsen wegnehmen. Doch als er während des Winters das tun wollte, kam der Fuchs dazwischen und brachte es durch seine List dahin, dass er auf einen Schlitten geladen und mit dem Beil getötet wurde. Der Bär tritt in diesem Märchen ganz an Stelle des Teufels und der Fuchs an Stelle des Weibes. Wie der Teufel so macht auch er den Wächter der Saat und findet im Nachspiele wie dieser durch die List des Fuchses seinen Tod. Dem nördlichen Klima entsprechend besät der Bauer das Feld nicht mit Korn, wie bei Grimm, oder mit Weizen, wie bei Rückert, sondern

mit Hafer, der für Esthland charakteristisch ist. In der dänischen Sage endlich, die ganz ebenso lautet, ist für den Bauer der Bergmann und für den Bär der Trold (Troll), der in der späteren Erzählungen oft statt der Riesen erscheint, eingestellt. Verkümmert kommt die Sage noch in der Normandie vor, wo sie folgende Gestalt angenommen hat. Nachdem sich der heilige Michael und der Teufel zusammen gestritten haben, wer von ihnen die schönste Kirche erbauen könne, baut der Teufel eine von Stein, der heilige Michael aber eine aus Eis, die viel schöner ist. Als diese später zusammenschmilzt, beschliessen beide, den Boden zu bebauen, der Teufel wählt das Kraut, der heilige Michael aber das, was in der Erde steckt.

Über die weite Verbreitung des interessanten Sagenstoffes vergl. übrigens noch Liebrecht in der Germania XXVI, S. 233 und in der Zeitschrift der deutschen-morgenländischen Gesellschaft Bd. 38, S. 657, sowie M. Lidzbarski, a. a. O., S. 261 in der Note.

In verwandtschaftlichem Zusammenhange mit allen angeführten Sagen steht schliesslich noch die, welche K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I. S. 97, Nr. 111 unter der Aufschrift: Der dumme Teufel zu Eldena bringt. Darnach hatte der Teufel einer Küstersfrau einst beim Buttern geholfen und forderte seinen Lohn. Doch der Küster schleuderte die drei Knebel, welche die Butter so rasch bereitet hatten, ihm dermassen ins Gesicht, dass er rücklings zu Boden fiel. Wie er sich wieder aufgerafft hatte und wenigstens die Butter als sein Eigentum mitnehmen wollte, sprach der Küster: Die Knebel sind euer, doch die Milch war mein, wir wollen teilen. Der Teufel ging darauf ein, weil aber nicht gleiche Teile ausbedungen waren, nahm sich der Küster den grösseren Teil, wogegen der Teufel nichts einwenden konnte.

Die Sage kennzeichnet schon dadurch ihren jungen Ursprung, weil es sich in ihr um ein Kunstprodukt handelt, von dem der Teufel einen Teil fordert.

V.

Der bei seinen Wetten geprellte Teufel.

In der nordischen Mythologie finden sich verschiedene Sagen von Wettspielen zwischen Riesen und Göttern. So führt uns der bekannte, aus verschiedenen Einzelerzählungen zusammengefügte Mythus von Thors und seiner Gefährten Fahrt nach Utgardloki drei solcher Wettspiele vor Augen. Im ersten Spiele soll sich zeigen, wer am besten essen, im zweiten, wer am besten laufen kann, im dritten, wer die grösste Kraft besitzt. Loki muss sich mit Logi versuchen. Loki verzehrt alles Fleisch von den Knochen, Logi aber isst das Fleisch mitsamt den Knochen auf und den Trog noch obendrein. Beim Wettlaufen zwischen Thialfi und Hugi wird jener von diesem besiegt. Zuletzt ringen Thor und Elli, Utgardlokis Amme, miteinander. Diese steht fest, während Thor bald in die Kniee sinkt. Obwohl die Wettspiele zum Nachteile Thors und seiner Gefährten ausfallen, so gesteht ihm doch Utgardloki am nächsten Morgen, wo er ihm das Geleite bis vor das Tor seiner Burg gibt, dass er ihm am vergangenen Tage geblendet habe. Logi, der sich mit Loki mass, so erzählt er ihm, war das Wildfeuer d. i. das Erdfeuer, und Hugi, der mit Thialfi stritt, der Gedanke, und Elli, die Amme, das Alter, vor dem keiner so stark ist, dass er nicht zu Falle gebracht würde. Das Wettspiel mit dem Essen in der Riesenwelt klingt in zwei bekannten Volksmärchen wieder. In dem Märchen: Die sechs Diener (bei Grimm Nr. 134) wird dem Königssohn, der um die schöne Prinzessin freit, von der Mutter, einer alten Zauberin, unter anderen auch die Aufgabe gestellt, dreihundert vor dem Schlosse weidende fette Ochsen mit Haut und Haaren,

Knochen und Hörnern zu verzehren, ein Kunststück, das einer der sechs von ihm unterwegs engagierten Gesellen leistet. Ebenso soll der Riesensohn in einem Märchen bei Kuhn, Norddeutsche Sagen Nr. 18, S. 360 f., den der Bauer und seine zwei Knechte, aus Furcht vor seiner gewaltigen Stärke, aus dem Wege räumen wollen, sich zu Tode essen. Zu diesem Zwecke bereitet der Bauer einen grossen Kessel mit Bori; der eine Knecht, der mit dem Riesensohn um die Wette essen soll, hat sich einen grossen Sack um den Hals gebunden, in den er alles, was er zum Munde führt, hineingleiten lässt. Schon haben beide ein grosses Loch in den Kessel gemacht, als der Knecht sein Messer nimmt und sagt: „Es wird mir bald zuviel, ich will mir den Bauch ein wenig aufschneiden, damit ich Platz bekomme," worauf er sich ein Loch in den Sack schneidet und den Brei herausschüttet. Als das der Riesensohn sah, freute er sich sehr, denn es fing an auch ihm schon etwas sauer zu werden; er griff daher sofort nach dem Messer und schnitt sich den Bauch auf, wovon er umfiel und starb.

Ausser diesen Wetten zwischen Göttern und Riesen weiss die Sage auch von Wetten zwischen Riesen und Heiligen zu berichten. So fand einst eine Wette zwischen einer Riesin und dem heiligen Olaf statt. Die Riesin wollte eher eine steinerne Brücke über eine Meerenge bauen, als der heilige Olaf mit seinem Bau der Kirche fertig werde, doch aus dieser erscholl schon Glockenklang, während die Brücke noch nicht zur Hälfte fertig war. Die Riesin geriet darüber so in Zorn, dass sie ihre Bausteine ergriff und gegen den Turm schleuderte, sie konnte ihn aber nimmer treffen. Da riss sie sich eins ihrer Beine aus und warf es gegen den Turm, nach einer Meldung traf sie den Turm, nach einer anderen aber fiel auch dieses daneben in einen Sumpf, der noch heute den Namen Giögraputten hat. Vgl. Grimm, Mythol., 3. Auflage, S. 853.

Als das Christentum von den Missionaren den germanischen Völkern gepredigt wurde, rottete man den alten Götterglauben nicht mit Stumpf und Stiel aus, sondern liess vieles bestehen, nur wurde es auf irgend eine heilige Person des neuen Glaubens

übertragen. Das gute Walten und Wirken ging auf Gott, Christus, die Engel, die Apostel und Heiligen über, das böse aber auf das Prinzip des Bösen, den Teufel. Vor allem wurden die Riesen mit dem Teufel in Zusammenhang gebracht, und ihr zerstörender Einfluss wurde auch diesem zugeschrieben. Daher haben in dem grossen Sagenkreise vom Teufel auch die Wetten zwischen Riesen und Göttern ihren entsprechenden Nachklang gefunden. Es gibt eine ganze Reihe solcher Teufelswetten, die alle mit der Pointe schliessen, dass der Teufel die Wette verliert; und wenn er sie gewinnt, so geht ihm wenigstens das bedungene Opfer verloren.

Dass eine Verwandtschaft zwischen den mythologischen Riesen- und den christlichen Teufelssagen stattfindet, dafür spricht vor allem die Dummheit, die in beiden ein charakteristisches Merkmal bildet. Wie die Riesen bei aller ihrer Stärke und Gewalt plumpe und dumme Wesen sind, die sowohl von den kleinen, klugen Zwergen wie von den einsichtigen Göttern überlistet und geprellt werden, so zeigt sich auch der Teufel gerade in den meisten Sagen, die ihn Wetten eingehend darstellen, als ein dummes Wesen, das die Tragweite der Wette nicht ermisst und desshalb den kürzeren zieht.

Zwei Teufelswetten kommen schon im Prologe des Buches Hiob vor. Als eines Tages der Satan in der göttlichen Ratsversammlung erscheint, richtet der Ewige an ihn die Frage: Woher kommst du? Der Satan antwortet: Vom Umherstreifen im Lande und vom Umherziehen in ihm. Hast du wohl acht gehabt, fährt der Ewige fort, auf meinen Knecht Hiob, denn seinesgleichen gibt es nicht auf der Erde, unschuldig und rechtschaffen, gottesfürchtig und das Böse meidend? Darauf erwidert der Satan: Fürchtet wohl Hiob umsonst Gott? Hast du nicht umhegt ihn und sein Haus und alles, was ihm gehört, ringsum? Das Werk seiner Hände hast du gesegnet, und sein Besitz breitet sich aus im Lande. Aber strecke nur deine Hand aus und taste an alles, was ihm gehört, was gilt's, er wird dein Angesicht segnen!*) Der Satan stellt damit Hiobs frommen

*) D. h. er wird dir Lebewohl sagen.

Wandel als eine Folge seines äusseren Glücksstandes hin und wettet mit dem Ewigen, Hiob werde ihm den Abschied geben, wenn er ihm gestatte, sein Hab und Gut zu nehmen. Der Ewige geht auf die Wette ein. Darauf nehmen die Sabäer dem Hiob die Rinder und Eselinnen, die Chaldäer führen die Kamele fort, ein Gewittersturm erschlägt die Schafe und eine Windsbraut begräbt seine Söhne und Töchter unter den Balken des zusammengestürzten Zeltes. Der Satan verliert aber die Wette, denn Hiob sündigte nicht und beging nichts Törichtes gegen Gott. Als der Satan abermals in der göttlichen Ratsversammlung erscheint und vom Ewigen auf die untadelige Lebensführung Hiobs aufmerksam gemacht wird, obgleich ihm alles genommen worden, geht er eine zweite Wette mit dem Ewigen ein. Er sagt: Haut um Haut, und alles was der Mann hat, gibt er hin für sein Leben. Aber strecke nur deine Hand aus und taste ihn selbst an und sein Fleisch, was gilt's, er wird dein Angesicht segnen! Der Ewige gestattet dem Satan, jetzt den Hiob mit der Elephantiasis zu schlagen. Doch Hiob begeht wieder keine Sünde, und der Satan hat seine zweite Wette verloren.

Nach dieser kleinen Abschweifung wenden wir uns der Betrachtung der einzelnen deutschen Sagengebilde zu, welche Teufelswetten enthalten. Die Wetten beziehen sich auf die verschiedensten Dinge. Vom Kölner Dome erzählt Grimm, Deutsche Sagen I. S. 247, Nr. 203, dass der Teufel mit Meister Gerhard, dem Erbauer desselben, wettete, er wolle eher eine Wasserleitung von Trier nach Köln bis an den Dom zustande bringen, als dieser den Dom vollende; gewinne er die Wette, so solle ihm die Seele des Meisters gehören. Der Teufel gewann die Wette, denn als Gerhard eines Tages vom Turme herabsah, gewahrte er Enten im Bache am Fusse des Domes, die, vom Teufel herbeigeleitet, schnatternd aufflogen. Da sprach er in hellem Zorne: „Zwar hast du, Teufel, mich gewonnen, doch du sollst mich nicht lebendig haben.“ Mit diesen Worten stürzte er sich vom Turme herab, der Teufel aber sprang ihm in der Gestalt eines Hundes nach. Der Vorfall ist in Stein gehauen noch am Turme zu schauen. Wenn der Teufel nach dieser Sage auch

Meister Gerhard in seine Krallen bekam, so war er doch insofern betrogen, als er ihm nicht selbst den Hals umdrehen konnte.

Nach Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande II. Nr. 635, S. 185 f. ging einmal der Teufel mit einem Priester die Wette ein, wenn er vier schlanke Säulen aus Marmor aus Rom nach Nürnberg bringe, bevor er die Messe gelesen, so solle ihm seine Seele gehören. Schon hatte er drei zur Stelle geschafft, als er aber die vierte brachte, tönten ihm die Worte: Missa est! entgegen. Aus Zorn, durch Priesterlist übertölpelt worden zu sein, liess er die Säule fallen, und sie liegt noch heute zusammengestückelt auf der Kaiserburg, und daneben sieht man in Stein gehauen des Pfaffen hohnlachendes Angesicht.

Nach einer andern Überlieferung bei Rob. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, S. 7, wird der Schauplatz nach Prag verlegt, und es handelt sich nur um eine Säule. Der Priester sprach gerade die Worte: Et verbum caro factum est, als der Teufel vor Wut die Säule zur Erde warf.

Die Sage kann in gewissem Sinne als ein Nachklang der Sage von der Riesin und dem heiligen Olaf gelten.

Eine andere Sage bei Rob. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, S. 7, meldet, dass der Teufelskanzelstuhl, eine hochaufgerichtete Felsmasse neben der Kühnsmühle bei Schleiz, dadurch entstanden ist, dass der Teufel mit dem Kühnsmüller wettete, er wolle bis zum ersten Hahnschrei diese Kanzel nebst Treppe aufrichten, doch der Hahn schrie bereits, ehe die Treppe fertig war. Aus Ärger darüber nahm der Böse einen grossen Stein, der eben zur nächsten Stufe kommen sollte, und schleuderte ihn nach der Kühnsmühle hinab, wo er noch heute mitten im Hofe liegt und der Wanderer die Eindrücke von den fünf Teufelskrallen wahrnehmen kann.

Eine drollige Wette erzählt Müllenhoff, Märchen, Sagen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 278. Der Teufel vermietete sich einst bei einem grossen Bauer in Angeln als Knecht. Eines Tages sollte er mit dem Grossknecht auf der Wiese Gras mähen. Beide machten noch am Abend ihre Sensen scharf, aber der Teufel verstand es nicht

recht, und der Grossknecht musste darüber lachen. Der Grossknecht mähte erst nach Mäherart einen kleinen runden Platz in der Mitte und machte dann auf des Teufels Wunsch den Vormäher. Allein der Teufel kam ihm nicht nach. Nicht nur, dass er oft grosse Stücke aus der Erde hieb, wodurch seine Sense immer stumpfer wurde, er hatte auch allezeit den grösseren Kreis zu machen, da er zur Rechten des Grossknechts mähte. Bald fing der Knecht an, ihn zu foppen und zu necken, er sollte doch mitkommen und nicht immer zurückbleiben. Das verdross den Teufel so, dass er alle seine Kräfte zusammennahm. Doch so flink er auch mähte, er konnte es mit dem Knechte nicht aufnehmen. Solange der Morgen kühl war, hielt er aus, als aber die Hitze mit dem Tage stieg, stürzte er heulend nieder, das Blut brach ihm aus Mund und Nase hervor, und in kurzem verendete er.

Nach einer verwandten Sage bei K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II. S. 483, Nr. 41 kam der Teufel einst zu einem Bauer, als dieser beim Kleemähen war. Er sprach über das Mähen und sagte zum Bauer, ob sie nicht einmal um die Wette mähen wollten. Der Bauer war aber nicht dumm, er wusste, wen er vor sich hatte und sagte: Ich habe bloss diese eine Sense hier, komme aber morgen, da will ich noch eine besorgen. Der Bauer liess sich geschwind vom Klempner eine blecherne Sense machen, die sehr schön glänzte und schlug sie in einen Baum. Für sich selbst aber holte er einen alten verrosteten Degen und schlug ihn auch in den Baum ein. Als der Teufel am andern Tag kam, zeigte der Bauer ihm die beiden Sensen und forderte ihn auf, sich eine auszusuchen. Der Teufel griff flugs nach der blanken und sagte: Ich nehme diese, du kannst die andere nehmen. Das Mähen begann. Der Bauer fing in der Mitte des Stückes an und mähte immer rundherum, der Teufel immer hinterdrein. Als sie eine Zeit lang gemäht hatten, sprach der Teufel: Halt still, wir wollen einmal wetzen. Nein, entgegnete der Bauer, das ist nicht ausgemacht, da ist keine Zeit dazu. Der Teufel blieb immer weiter zurück, zuletzt kamen sie an einen alten Weidenbusch, der Bauer putzte seine Hälfte schön

weg, dass es eine Lust war; der Teufel dagegen holte recht weit aus, bekam aber nichts ab. Da warf er die Sense hin und lief fort und hat in seinem ganzen Leben nicht wieder mähen wollen.

Zu vergleichen damit ist auch die Sage von Grinkenschmieds Knecht bei Kuhn, Westfälische Sagen, Märchen und Gebräuche I. S. 91 f., der mit einem Baumeister so gewaltig um die Wette mäht, bis dieser ruft, innezuhalten, er wolle einmal hinter den Berg gehen. Da er nicht wiederkam, so suchte man ihn und fand ihn tot mit aufgeschlitztem Leibe am Berge liegen.

Bei L. Mucke, der die Sage mit verschiedenen Abweichungen, aber in besserer Motivierung bringt, handelt es sich um eine Menschenseele, die zwischen Himmel und Erde herumirrt, und auf die sowohl Petrus wie der Teufel Anspruch erheben. Da beide nicht einig werden konnten, so beschlossen sie, es auf den Ausgang eines Wettkampfes ankommen zu lassen. Der Teufel schlug dem Petrus vor, zu diesem Zwecke mit ihm eine Wiese zu mähen, wer auf seiner Seite zuerst das Ende erreicht habe, dem solle die Seele verfallen sein. Petrus tat sechs Hiebe voraus, der Teufel aber konnte ihm nicht nachkommen und verlor die Wette.

Alle drei Sagen erinnern unwillkürlich an den Mythus von Odhin in der Edda, Dämisaga 57, 58 vergl. Grimm, Mythol., 3. Auflage, S. 752, der sich als Knecht Bölverkr auf einen Sommer zum Mähen bei Suttungs Bruder Baugi verdingt, um dessen Met zu rauben. Er sah da neun Knechte Heu mähen und fragte sie, ob sie ihre Sicheln gewetzt haben wollten. Als sie es bejahten, zog er einen Wetzstein aus seinem Gürtel hervor und wetzte sie. Weil die Sicheln nun schärfer schnitten, trugen alle Verlangen, den Wetzstein zu besitzen. Odhin warf ihn in die Luft, und da jeder ihn fangen wollte, schlitzten sie sich dabei mit den Sicheln die Hälse ab.

Jedenfalls ist der mähende Teufel als Wirbelwind aufzufassen, der hinter dem Winde einherfährt und die Erde aufwühlt. Im Harz mäht der wilde Jäger eine Wiese beim Teufelsloche, dann aber trägt er das Heu davon, oder es stellt sich unter die Grasmäher der Werwolf.

Einen ähnlichen Wettkampf erzählt Zingerle in seinen Kinder- und Hausmärchen aus Tirol, Gera 1870, Nr. 6, S. 31 f., von dem Teufel und einer Näherin. Diese hatte einmal halb im Spass, halb im Ernst geäussert, sie wolle mit dem Teufel zu Neid und um die Wette nähen. Der Teufel stellte sich bei ihr in stattlicher Gestalt ein, und sie ging mit ihm die Wette ein, wenn sie später als er ein Hemd fertig mache, so wolle sie ihm gehören. Da aber der Teufel sich gleich einen ganzen Zwirnknäuel auf einmal eingefädelt hatte und deshalb bei jedem Stich dreimal um ein Haus herumlaufen musste, ausserdem einen Knoten zu machen vergessen hatte und so die ersten Male vergebens lief, verlor er die Wette. Vor Scham wurde er ganz feuerrot und hat niemals wieder mit einer Näherin um die Wette gearbeitet.

Aus dem Gesagten erhellt, dass die wichtigsten Sagen aus dem Sagenkreise des Teufels, soweit sie sich auf Teufelswetten beziehen, in innigem Zusammenhange mit den Riesensagen der germanischen Mythologie stehen und nur als Nachklänge derselben zu betrachten sind.

VI.

Der kluge Schmied und der geprellte Teufel.

In dem Märchen vom klugen Schmied und dem geprellten Teufel haben sich nicht allein uralte Erinnerungen an die mythischen Kämpfe des Donnergottes Thor mit den grimmen Riesen der Stein- und Eiswelt im Volke erhalten, sondern es sind auch andere Märchen mit ihm zusammengeflossen, vor allem das Märchen von den drei Wünschen und das vom geprellten Tode, welches ein bedeutend hohes Alter hat, da es sich schon im babylonischen Talmud findet. An den verschiedenen Ausschmückungen und Umgestaltungen kann man erkennen, wie beliebt das Märchen beim Volke war. Wir begegnen ihm bei den norddeutschen wie bei den mitteldeutschen und süddeutschen Stämmen. Es ist auch zu den Slaven übergegangen, nur dass in diesen Fassungen an die Stelle des Schmiedes der Schuster tritt. Zu den ursprünglicheren und älteren Formen des Märchens scheinen diejenigen zu gehören, in welchen der Schmied noch an keine Örtlichkeit gebunden ist; in den jüngeren haben wir es bald mit einem Schmiede von Jüterbogk, Apolda und Bielefeld, bald mit einem von Mitterbach und Rumpelbach zu tun. Wahrscheinlich gab es an diesen Orten einmal einen besonders starken und furchtlosen Schmied, der von sich reden machte. In einigen Fassungen hat der Schmied sogar einen Namen. So heisst er in der Darstellung bei Hahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen I. S. 252 ff. Nr. 47 Siegfried und in der bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche Nr. 248, 8 Boldermann. In den Wünschen des Schmiedes herrscht keine Übereinstimmung. Nach der Darstellung bei

Kuhn, Märkische Sagen S. 277 f. Nr. 8 richtet der Schmied nur einen Wunsch an Petrus, nämlich, dass etwas festsitze, wenn er es verlange, und zwar solange, bis er es wieder freilasse. Als der Teufel nach zehn Jahren einen seiner Gesellen sendet, um den Schmied zu holen, so bittet er diesen, zuvor mit ihm in den Garten zu gehen und von einem Birnbaum für die Reise einige Birnen zu holen. Gern folgt der Teufel dem Schmiede. Doch kaum ist er auf den Birnbaum gestiegen, so sieht er sich durch des Schmiedes Wunsch: Sitze fest! festgebannt und kann nicht mehr herunter. Man schlägt darauf mit glühenden Eisenstangen auf ihn ein, dass er jämmerlich zu schreien anfängt und um seine Freilassung bittet. Ähnlich ergeht es dem zweiten Teufel. Er wird auf einen Apfelbaum gebannt. Nun macht sich der Beherrscher der Teufel selbst auf den Weg, doch ihm widerfährt noch Schlimmeres als seinen beiden Gesellen. Der Schmied lockt ihn in sein Reiseränzel, schnürt es geschwind zu und legt es auf den Amboss. Hier bearbeiten ihn die Schmiedegesellen und hämmern ihn windelweich. Darauf nimmt der Schmied das Ränzlein auf den Rücken und macht sich auf den Weg. Als er müde ist, bittet er einen Fuhrmann, er möge ihn ein wenig aufsitzen lassen. Doch der Teufel macht sich so schwer, dass die Pferde den Wagen nicht mehr fortbringen. Da prügeln sie wieder auf ihn gewaltig los, worauf er nicht nur wieder leicht wird, sondern sich auch aus dem Staube macht und den Schmied nicht mehr belästigt,

In den meisten Versionen aber ist der eine Wunsch zu drei Wünschen geworden. Wer auf seinen Kirschbaum steige, solle nicht ohne seinen Willen herunterkommen, wer auf seinem Sessel sitze, solle nicht wieder aufstehen können, und wer in seine Schmiedetasche kröche, solle drin stecken bleiben. Für den Kirschbaum haben manche Darstellungen den Birnbaum oder den Apfelbaum und für die Schmiedctasche den Schmiedestock, den Ranzen oder den Kohlensack. In manchen Versionen fehlt der eine oder der andere Wunsch, und es tritt dafür ein anderer auf, sei es der Geldbeutel, der nicht leer werden soll, sei es die ewige Seligkeit. In einer Fassung aus dem südlichen

Deutschland (s. Grimm III, S. 138) richtet der Grobschmied sogar vier Wünsche an Jesus, der mit Petrus bei ihm eingekehrt und von seiner Frau bewirtet worden ist: Von dem Birnbaum hinter seinem Hause soll niemand wieder herabkönnen, wer auf seinem Schmiedestocke sitze, soll nicht wieder aufstehen, wer in seinem alten Feuerrohr stecke, soll nicht wieder herausdürfen, es sei denn, dass er es ihm gestatte, und seine grüne Kappe soll ihm immer verbleiben, und wenn er sich auf sie setze, soll ihn keine Gewalt davon vertreiben können. Zwei Wünsche verzeichnet die Darstellung bei Ludwig Bechstein, die in keiner andern vorkommen. Da der Schmied öfters in seiner Stube bestohlen worden ist, so fordert er an zweiter Stelle von dem bei ihm eingekehrten Schutzgeiste: Es solle niemand ohne seine Erlaubnis in diese treten, es wäre denn durchs Schlüsselloch, und an dritter Stelle, seine Schnapsflasche möge nie leer werden. Den ersten Wunsch hinsichtlich des Birnbaums hat die Darstellung mit den andern Märchen gemein.

Mit grosser Übereinstimmung wird im allgemeinen das Ende des Schmiedes erzählt. Als dieser vor das Höllentor kommt, wird ihm nicht geöffnet, weil sich die Teufel vor ihm fürchten. Er wandert darauf zur Himmelstür und fordert Einlass, jedoch vergebens. Da bedient er sich einer List. Als St. Petrus die Himmelstür vor ihm zuschlagen will, drängt er sich dazwischen und bittet, ihm zu gestatten, einen Blick in den Himmel zu tun. Dies geschieht. Der Schmied wirft sofort sein Schurzfell nieder und setzt sich darauf mit den Worten: Jetzt sitz' ich auf meinem Hab und Gut und will sehen, wer mich davon vertreiben soll. St. Petrus kann nichts dagegen tun, und so bleibt der Schmied im Himmel. Auf diese Weise hat der Schmied nicht nur den Teufel, sondern auch St. Petrus geprellt. Ganz auf dieselbe Weise wird nach einer Darstellung bei J. Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 173 ff., der Teufel und Petrus von einem Schuster geprellt. Nach einer Darstellung aus dem südlichen Deutschland wirft der Schmied nicht sein Schurzfell, sondern seine Kappe in den Himmel und setzt sich darauf. Vergl. Grimm III, S. 139.

Nur in einigen Relationen hat der Vorgang eine weitere Ausschmückung erfahren. So in einer hessischen. Da befiehlt der Schmied bei seinem Tode, man solle ihm zwei gute lange, spitze Nägel mit in den Sarg legen. An der Himmelstür angekommen, wird ihm von Petrus der Eintritt aus dem Grunde versagt, weil er mit dem Teufel im Bunde gelebt habe. Nun wandert er nach der Hölle, der Teufel will ihn aber auch nicht, weil er doch nur Spektakel anfange. Darauf macht er grossen Lärm, und ein Teufelchen steckt aus Neugierde die Nase ein wenig zur Tür heraus. Er ergreift es sofort an derselben und nagelt es mit dem einen Nagel fest. Ebenso erfasst er ein zweites beim Ohre und nagelt es mit dem anderen Nagel neben das erste. Auf das Geheul der beiden Teufelchen kommt der alte Teufel selbst herbei, fängt an zu weinen und bittet den lieben Gott, er möge den Schmied zu sich nehmen, denn er nagle ihm alle seine Gesellen an der Nase und an den Ohren fest, dass er schliesslich nicht mehr Herr der Hölle sei. Um den Teufel los zu werden, muss sich Gott erbarmen und den Schmied in den Himmel nehmen. Vergl. Grimm III, S. 137. Nach einer Darstellung bei Hahn (a. a. O. I, S. 252 ff., Nr. 47) baut sich der Schmied, da er weder in der Hölle noch im Himmel Aufnahme findet, vor der Hölle eine Schmiede und lässt keinen Teufel mehr zur Erde niederfahren. Eine Überlieferung aus dem Paderbornschen lässt den Schmied, da ihm Hölle und Himmel versagt sind, wie den Spielhansel im Märchen, zwischen Erde und Himmel schweben.

Eine neue Wendung nimmt der Vorgang in einer Darstellung bei Ludwig Bechstein. Da der Schmied weder im Himmel, noch in der Hölle Aufnahme findet, weil er das Beste, die ewige Seligkeit, sich zu wünschen vergessen hat, begibt er sich zu seinem ehemaligen Herrn, dem Kaiser Friedrich im Kyffhäuser. Dieser freut sich, als er ihn wiedersieht, und behält ihn bei sich im Berge, wo er sein Handpferd und die Pferde der reitenden Fräuleins so lange beschlägt, bis die Erlösungsstunde des Kaisers da ist und die Raben nicht mehr um den Berg fliegen. Vergl. A. Kuhn und W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche Nr. 248, 8.

Mit der Sage vom ewigen Juden berührt sich der Vorgang in der Darstellung bei Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande Nr. 1261. Nachdem der Schmied zu Mitterbach den Teufel bereits zweimal geprellt hat, verschreibt er sich ihm zum drittenmal. Diesmal muss er ohne Gnade und Barmherzigkeit in die Hölle. Hier angekommen, setzt er sich sofort an einen Tisch und fängt mit den Teufeln an so stark zu zechen, dass diese in Verwirrung geraten. Dann greift er zu seinem Schnappsack, holt Hammer und Beisszange heraus, mit jenem schlägt er tüchtig auf die Teufel los, mit dieser zwickt er sie, dass sie schliesslich um Gnade flehen, und der Höllenfürst ihn wegen seiner Unbändigkeit entlassen muss. Darauf wandert der Mitterbacher dem Himmel zu und klopft mit seinem Hammer an die Tür. Da St. Peter ihm nicht öffnet, so drückt er diese mit Gewalt ein, wirft den Petrus die Himmelsleiter hinab und gelangt bis vor Gottes Angesicht. Gott ruft ihm aber zu: Weiche, Verworfener, und wandre in Ewigkeit! Du gehörst nicht in den Himmel, taugst auch nicht in die Hölle und kannst nimmer zur Erde. Die Darstellung schliesst mit den Worten: „Seitdem wandert der Schmied von Mitterbach umher, man weiss nicht wo, und muss wandern in alle Ewigkeit".

Wie die Phantasie des Volkes den Vorgang immer mehr in die Breite gesponnen hat, zeigt das Märchen vom Schmiede von Rumpelbach. Vergl. Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol Nr. 5 S. 22 f. Als es mit dem Schmiede zum Sterben geht, wandert er wohlgemut, pfeifend und singend der Hölle zu und schlägt mit seinem Hammer so gewaltig an die Pforte, dass diese einzufallen droht. Die Teufel waren alle ausgeflogen, nur des Teufels Grossmutter war da und ass gerade ihre Morgensuppe. Als sie hörte, dass der Schmied von Rumpelbach vor dem Tore stehe, fing sie sofort an heftig zu schelten und hiess ihn sich fortpacken, denn er könne keinen Platz finden, weil er die Teufel so zum besten gehabt habe. Der Schmied eilte hierauf zum Himmel, doch er wurde auch hier von St. Peter fortgewiesen, da man keine Leute brauchen könne, die auf Erden mit dem Teufel einen Pakt geschlossen hätten. Hier-

auf erschien der Schmied zum zweitenmal am Höllentor. Diesmal war die ganze Teufelsfamilie zu Hause. Alle Teufel erhoben ein grosses Geschrei, liessen ihn aber nicht herein. Jetzt wandert der Schmied abermals zum Himmel und legt sich aufs Bitten, St. Peter solle ihm nur die Gunst gewähren, dass er einen Augenblick in den Himmel hineinschauen dürfe. Das mag ihm St. Peter nicht abschlagen. Er öffnet das goldene Tor, doch in demselben Augenblicke wirft der Schmied seine Kappe hinein und als man ihm dieselbe herausreichen will, spricht er: Ich kann mir meine Sache schon selber holen. Damit springt er in den Himmel und setzt sich auf die Kappe. Der Ausgang der Erzählung stimmt mit den Darstellungen überein, wo der Schmied sein Schurzfell oder sein Ränzlein in den Himmel wirft.

In dem Zuge, dass der Schmied weder in die Hölle noch in den Himmel eingelassen wird, berührt sich unser Märchen vielfach mit den Sagen von den Landsknechten. Vergl. Frey in der Gartengesellschaft Nr. 44.

Eine klägliche Rolle spielt der Teufel in dem Märchen vom klugen Schmiede. Obgleich er seines Opfers sicher zu sein glaubt, wird er doch geprellt und muss seine Ansprüche aufgeben. Entsprechend den drei Wünschen wird er entweder auf den Baum oder auf den Stuhl oder in die Reisetasche gebannt. Am schlimmsten ergehts ihm in der letzteren. Am verwickeltsten ist die Prellung des Teufels in der Überlieferung bei Schöppner. Dieselbe stimmt überhaupt nur in den Grundzügen mit den älteren Fassungen überein. Als der Schmied von Mitterbach sich das erstemal dem Teufel verschrieben hat und er ihn abzuholen kommt, läuft er zu einem Grossmütterchen, die sich auf Hexerei und Zauberei verstand, um sich von ihr guten Rat zu holen. Er erhält ihn. Infolgedessen bannt er den Teufel auf den Kirschbaum in seinem Garten, wo er sechs Stunden zubringen muss. Beim Nahen der Geisterstunde, wo der Böse in Gefahr ist, sein höllisches Regiment auf immer zu verlieren, wirft er dem Schmiede seine Handschrift herunter, welche dieser sofort in tausend Stücke zerreisst. Auch bei seiner zweiten Verschreibung prellt ihn der Mitterbacher mit Hilfe des Grossmütterchens. Bei dieser Prellung

berührt sich unser Märchen mit der Gruppe, wo dem Höllenfürsten eine Aufgabe gestellt wird, die er nicht vollbringen kann. Zuerst soll der Teufel über Nacht alle Felder, Wiesen, Gründe und Berge des Schmiedes mit einer zehn Schuh hohen und fünf Schuh dicken Mauer aus Quadersteinen umgeben, sodann soll er, so schnell er reite, den Weg vorne pflastern und hinten wieder aufreissen. Beides führt der Teufel sofort aus, und der Schmied kommt in Verlegenheit mit der dritten Aufgabe. Da rät ihm das Grossmütterlein, er solle dem Teufel eine Locke seines krausen Kopfhaares zum Geradeschmieden geben. Hier hat das Können des Teufels ein Ende. So furchtbar er auch auf die Locke losschlägt, sie wird nicht gerade, und er muss auf den Mitterbacher verzichten.

Auf dieselbe drollige Weise prellt ein Schmied in einer Fassung bei A. Kuhn, Märkische Sagen S. 276 Nr. 7 den Teufel. Derselbe hat sich dem Gottseibeiuns unter der Bedingung verschrieben, er solle ihm zehn Jahre dienen und alles erraten, was er ihm aufgebe. Einst hämmert der Schmied ein Stück Eisen und fragt den Teufel, was er aus dem Eisen machen wolle. Der Teufel sah hin und sagte: „Nun, was soll das wohl andres werden als Stäckern für die Pflüger.“ Doch der Schmied entgegnete: „Diesmal sind's Schabmesser, um die Mulden auszukratzen.“ Der Teufel war geprellt und musste abziehen.

Eine lustige Prellung, bei der der Teufel eine klägliche Rolle spielt, lesen wir bei J. Wenzig (a. a. O. S. 164 ff.). Ein Schuster hat mit dem Teufel einen Pakt unter der Bedingung geschlossen, dass dieser ihm so viel Geld verschaffe, als er auf einmal tragen könne. Der Teufel bringt dem Schuster das Geld, doch als er in die Hölle zurückkehrt, erscheint dies den andern Teufeln zuviel. Sie befehlen ihm deshalb, er solle hingehen und mit dem Schuster ringen, und wer der Stärkere sei, dem solle das Geld gehören. Als der Teufel kommt, spricht der Schuster: Ich habe einen Grossvater, der 99 Jahre zählt, bringst du diesen zu Falle, so wirfst du auch mich zu Boden. Der Schuster führt den Teufel nun zu einem schlafenden Bär. Der Teufel weckt denselben und ringt mit ihm, doch es wird ihm vor den Augen

grün und gelb und er rennt zurück in die Hölle und spricht: „Ich will mit dem Menschen nichts zu tun haben, schon sein Grossvater hat mich auf die Erde geworfen, dass ich bald blind geworden bin, wie stark muss er erst sein!“ Die Teufel beraten hierauf eine zweite Probe. Der Schuster soll mit einem andern Teufel um die Wette laufen; wer der Schnellere sei, dem solle das Geld gehören. Der Schuster spricht diesmal zu dem Teufel: „Ich habe ein Söhnlein, das drei Jahre alt ist, holst du dieses im Laufen ein, so holst du auch mich ein.“ Der Schuster führt ihn unter einen Baum, wo ein Hase schläft. Der Teufel weckt ihn und läuft mit ihm durch Dick und Dünn über Stock und Stein, bis er in einen tiefen Graben stürzt und sich am ganzen Leibe zerschlägt, und als er aufschaut, ist der Hase schon wieder fort, und er kann ihn nicht einholen. Er kehrt schreiend zur Hölle zurück: „Das ist eine Bestie von Menschen, ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben; er hat ein Söhnlein von drei Jahren, das lief so, dass ich es nicht einholen konnte.“ Darauf kommt ein dritter Höllengeist zum Schuster und sagt: „Wer von uns dreimal ein Pferd im Walde herumträgt, dem soll das Geld gehören.“ Der Schuster holt aus dem Stalle das schnellste Pferd herbei, der Teufel nimmt es auf seinen Rücken und trägt es dreimal im Walde herum, doch musste er, weil es ihm zu schwer wurde, ausruhen. Der Schuster spricht nun zum Teufel: „Du hast das Pferd auf dem Rücken getragen. Ich werde es zwischen den Beinen tragen.“ Damit schwingt er sich auf das Pferd, haut es tüchtig mit einer Gerte und reitet dreimal um den Wald herum. Der Teufel muss sich für besiegt erklären und kehrt missmutig zur Hölle zurück. Die Teufel senden endlich einen vierten Teufel ab, der mit dem Schuster um die Wette pfeifen soll. Beim ersten Pfiff des Teufels fliegen die Blätter von den Bäumen, beim zweiten fallen die Zweige nieder und beim dritten die Äste. Der Schuster verspricht, so pfeifen zu wollen, dass die Bäume entwurzelt herumfliegen sollen; wolle er nicht um seine Augen kommen, so solle er sich dieselben zubinden. Der Teufel tut dies. Nun nimmt der Schuster einen Prügel, pfeift und haut dem Teufel dermassen um den Kopf, dass

dieser aufschreit und bittet: „Pfeif' nicht mehr, mein Schädel schmerzt mich fürchterlich!“ Doch der Schuster entgegnet: „Du hast dreimal gepfiffen, so muss ich auch dreimal pfeifen.“ Beim drittenmal vergeht dem Teufel Hören und Sehen, er rennt in die Hölle und weder er noch einer seiner Kameraden verspüren mehr die Lust, sich mit dem Schuster einzulassen. Das slavische Märchen erinnert unwillkürlich an das Grimmsche vom Schneiderlein in seinem Kampfe mit dem Riesen und zeigt, wie Riesensagen und Teufelssagen sich verquickt haben. Wie der Mensch mit seiner Intelligenz die Riesen überragt, so auch den Teufel. In seiner Kurzsichtigkeit und Dummheit wird dieser geprellt und kann ihm nichts anhaben. In der nordischen Mythologie dürfen wir zum Vergleiche noch auf das Spiel hinweisen, das Utgardaloki mit dem Gotte Thor treibt, als er mit seinen drei Begleitern Röskwa, Thialfi und Loki einen Zug nach der Eisriesenwelt unternimmt.

Wie die Wassergottheiten in der griechischen Mythologie, so nimmt der Teufel in der deutschen Sage oft die verschiedensten Gestalten an, wenn er sich an den Menschen heranmacht. Die Kunst des Teufels, sich zu verwandeln, zeigt sich in verschiedenen Fassungen unseres Märchens, aber sie nützt ihm nichts, sondern führt seine Überlistung herbei. Als zum Schmiede von Jüterbogk der Teufel kommt und um ein Nachtquartier bittet, kann er nicht zur Tür hinein, der Schmied aber hat keine Lust, ihm aufzumachen, sondern spricht, wenn er zum Schlüsselloch hereinfahren wolle, so möge er kommen. Der Teufel, dem dies etwas Leichtes war, huschte hindurch, doch er fährt in einen vom Schmiede vorgehaltenen Kohlensack, den die Schmiede sofort auf den Amboss legen und mit ihren Hämmern so lange bearbeiten, bis ihnen die Arme müde werden. Auf sein Jammern und Flehen wird zwar der Teufel schliesslich wieder freigelassen, aber er muss zu dem Loche wieder hinausfahren, durch das er hereingekommen ist. In der Darstellung bei Hahn (a. a. O. Nr. 47) verwandelt sich der Teufel zweimal. Auf dem Wege zur Hölle fragt ihn der Schmied, als sie an einem Baume vorüberkommen, ob er wirklich ein so gewaltiger Kerl sei, dass er über den

Baum hinwegsehen könne. Der Teufel macht sich sofort so lang, dass er über den Baum hinwegsicht. Darauf spricht der Schmied: „Viel ist's freilich nicht, besser wäre es schon, wenn du dich so klein machen könntest, dass du in meinen Ranzen kröchest.“ Der Teufel sagt: Das kann ich auch und schlüpft flugs in den Ranzen und ist gefangen. Auf dieselbe Weise gebärdet sich der Teufel in der hessischen Überlieferung bei Grimm III, S. 136. Ehe sich der Schmied mit dem Teufel verschreibt, fragt er ihn: Was kannst du? Der Teufel antwortet: „Ich kann mich gross machen wie eine Tanne und klein wie eine Maus.“ „So tu's,“ fährt der Schmied fort, „dass ich's sehe.“ Der Teufel macht sich gross und klein, und der Schmied schreibt sich in das Buch. Die Kunst wird dem Teufel aber zum Fallstrick. Als er nach zehn Jahren kommt, verlangt der Schmied zum Beweise, dass er der Rechte sei, sich in grosser und kleiner Gestalt vor ihm zu zeigen. Als er sich in eine Maus verwandelt, packt ihn der Schmied und steckt ihn in den von ihm geschenkten Sack.

Von der Kunst des Teufels, alle möglichen Gestalten anzunehmen, sich gross zu machen wie der Leviathan und Behemoth (vergl. Hiob 40) und wieder klein wie eine Maus, wie im gestiefelten Kater, oder wie ein Vogel, erzählen schon die Kirchenväter vergl. Gregor d. Gr., Moral. XXIII, 7, Johannes von Damaskus III, 1, 27, Isidor von Sevilla, Sent. I, 14, Petrus Lomb. Sent. III, 19.

Von besonderem Interesse sind diejenigen Fassungen, in denen unser Märchen mit dem Märchen vom geprellten Tode zusammengeflossen ist. In der Erzählung vom Schmiede von Jüterbogk verteilen sich die drei Wünsche so, dass durch die ersten beiden der Tod und durch den dritten der Teufel geprellt wird. Der Tod wird bei seinem erstmaligen Erscheinen auf den Stuhl und bei seinem zweiten zehn Jahre später auf den Apfelbaum gebannt. Unterwegs begegnet ihm der Teufel und erzählt ihm, was ihm widerfahren ist. Dieser lacht den Tod aus, dass er sich vom Schmiede habe so täuschen lassen, und brüstet sich, er wolle schon mit ihm fertig werden. Die Prahlerei bekommt dem Teufel aber schlecht, denn der Schmied fängt ihn durchs Schlüsselloch im Kohlensacke auf. Ähnlich verfährt der Schmied

in der Bechsteinschen Fassung. Er prellt zunächst den Tod, indem er ihn auf den Birnbaum bannt, wo er anfangs von den Birnen lebt, als diese aber zu Ende gehen, sich selbst mit Haut und Haar verzehrt, sodass er zu einem scheusslich dürren Gerippe wird. Da der Tod dem Schmiede sich nicht wieder zu nahen wagt, so hetzt er den Teufel auf, sich seiner zu bemächtigen. Diesem ergehts nicht besser, er wird durchs Schlüsselloch in einem ledernen Sacke gefangen und auf dem Amboss so lange geschlagen, bis er das Wiederkommen verschwört.

Wie bereits oben bemerkt, findet sich das Märchen vom geprellten Tode schon in der nachbiblischen jüdischen Literatur. So erzählt der babylonische Talmud Traktat Kethuboth Fol. 77b von dem im 3. Jahrhunderte lebenden Amoräer R. Josua ben Levi, dass er den Todesengel dadurch prellte, dass er über die Mauer des Paradieses sprang. In anderen talmudischen Erzählungen freilich, findet gerade das Umgekehrte statt, dass der Todesengel den Menschen prellt. Wir verweisen nur auf die zwei bekannten Beispiele Schabbath fol. 30a und Makkoth fol. 10a.

Wie wir für die Überlistung des Todes im Talmud einen Beleg haben, so auch für die des Teufels. Nach Traktat Gittin Fol. 68b wird Aschmedai, der König der Dämonen, gefangen und eingeschlossen vor den König Salomo gebracht, und er muss ihm lange Zeit dienen. Ein anderer Bericht Joma Fol. 69b meldet, dass Aschmedai dadurch, dass man ihm die Augen mit Spiessglanz verklebe, unschädlich gemacht wurde.

VII.

Der geprellte Teufel als Helfer des Menschen in allerlei Notlagen und Anliegen.

Im Sagenkreise vom geprellten Teufel gibt es auch eine Sagengruppe, in denen der Teufel als Helfer des Menschen in allerlei Notlagen und Anliegen erscheint. Der Mensch befindet sich oft in einer peinlichen Lage, er weiss keinen Rat, um aus der Verlegenheit zu kommen. In seiner Verzweiflung wendet er sich an den Teufel und ruft ihn um Beistand an. Augenblicklich ist der Böse bei der Hand und verspricht ihm Hilfe, wenn er ihm mit seinem Blute seine Seele verschreibe. Der Bedrängte geht auf die Bedingung ein und beide schliessen miteinander einen Vertrag. In einzelnen Sagen wird der Teufel sogleich nach seiner Hilfeleistung von dem Menschen geprellt, in anderen wieder vergehen Jahre, je nachdem der Vertrag abgeschlossen ist. Hat der Teufel dem Menschen geholfen, so lebt dieser gewöhnlich in Saus und Braus und denkt nicht mehr an den schlimmen Handel. Erst wenn der Zeitpunkt heranrückt, wo der Teufel ihn abholen soll, liegt es ihm wie ein Alp zentnerschwer auf dem Herzen. In seiner Angst entdeckt er sich entweder seiner Frau oder er wendet sich an einen Priester oder an einen Zauberer und Hexenmeister und es gelingt ihm, durch sie den geschlossenen Handel zunichte zu machen und seine Seele zu retten. Sieht der Teufel, dass er überlistet und getäuscht ist, so erhebt er ein Zetergeschrei und eilt, meist einen fürchterlichen Gestank zurücklassend, unter Poltern und Krachen zur Hölle und lässt sich nicht wieder sehen. So blieb nach einer Sage bei Zingerle (Sagen aus Tirol Nr. 704 S. 398, vergl. Alpenburg,

Sagen aus Tirol S. 282) einst ein Fuhrmann im Teufelsloche am Kunderswege, einem Engpass an der Poststrasse von Innsbruck nach Bozen, bei schlechtem Wetter mit seinem Wagen im grundlosen Moraste stecken und konnte nicht mehr von der Stelle, obgleich er Winden und Heben an die Räder ansetzte und mit der Peitsche auf die schweisstriefenden Pferde einschlug. In seiner Verzweiflung rief er unter furchtbarem Fluchen den Teufel an. Sogleich trat ein vornehmer Herr in grüner Kleidung mit langen Stiefeln zu ihm und bot ihm seine Hilfe an unter der Bedingung, ihm dafür ein Stück seines Leibes zu geben. Der Fuhrmann willigte ein, und bald rollte der schwere Lastwagen so leicht und schnell von dannen, als ging es über eine Tenne. Als er darauf seinem Nothelfer die vertragsmässige Leistung gewähren sollte, reichte er ihm ein Stück von einem seiner überlangen Fingernägel. Der überlistete Satan wechselte sofort seine Gestalt und schoss als ein scheussliches Ungetüm, ungefähr wie ein feuriger Molch, wildzischend unter Donner und Blitz von dannen, so dass die Berge dröhnten. Ein Kruzifix und verschiedene Heiligentafeln hängen noch heute zur Erinnerung an der Felsenwand und dienen den Christen zum Troste und ermahnen sie zum Gebete.

Namentlich gesellt sich der Teufel gern zu armen Vätern und Witwen mit vielen Kindern, die nichts zu leben haben, und verspricht ihnen Hilfe, wenn sie entweder sich oder eines ihrer Kinder ihm zu eigen geben. Die Sagenliteratur liefert dafür zahlreiche Belege, die wir einzeln nicht erörtern können. Es gehören hierher aber auch solche Erzählungen, wie die in der Zeitschrift für hessische Geschichte (Bd. IV, S. 115 f.) von einem Manne, der seinen reichen Nachbar um vier Metzen Korn anging, um den Hunger seiner fünf Kinder zu stillen. Derselbe versprach ihm sogar acht Metzen zu geben, wenn er nach seinem Tode drei Nächte an seinem Grabe wachen wolle. Obgleich es dem armen Manne schwer ankam, so nahm er doch dass Anerbieten an. Bald darauf starb der Reiche, man wusste nicht recht wie, und ward begraben. Der Arme begab sich seinem Schwure gemäss zur Wache an das Grab, es widerfuhr ihm aber weder in

der ersten noch in der zweiten etwas Schlimmes. Am dritten Abend ward ihm recht bänglich zu Mute, und er war froh, einen alten Krieger zu treffen, der ihm versprach, zur Seite stehen zu wollen. Es dauerte gar nicht lange, so verfinsterte sich der Himmel und mit schrecklichem Getöse erschien eine furchtbare Gestalt und rief: „Hinweg von diesem Grabe, der ist mein, der unter diesem Hügel schläft, und mein ist seine Seele!“ Doch die beiden Wächter riefen: „Alle guten Geister loben den Herrn, hebe dich weg, von mir, Satanas!“ Da der Teufel sah, dass die Wächter ihm nicht ohne weiteres das Grab überlassen würden, bot er ihnen Geld. Das war dem alten Krieger gerade recht. Er sprach: „Wenn Du uns diesen Stiefel voll Geld gibst, so magst du das Grab mit allem, was darin ist, nehmen,“ dabei zog er einen grossen, weiten Stulpstiefel aus und hielt ihn dem Bösen hin. Während der Teufel aber das Geld holte, schnitt der Soldat mit einem Messer den Schuh vom Stiefel rund herum ab, so dass er nur noch den Stulpen in der Hand hielt. Rasselnd warf der Teufel die Goldstücke in den Stiefel, aber sie fielen alle leise durch den Stulpen ins Gras. Da der Stiefel nicht voll wurde, musste sich der Teufel bequemen, eine zweite und dritte Ladung zu holen, und auch diese reichten nicht hin. Schon wollte der Teufel dem Krieger den Stiefel aus der Hand reissen, da krähte plötzlich der Hahn. Mit furchtbarem Gerassel fuhr er durch die Luft und liess sich nicht wieder sehen. Die Wächter aber rafften die vielen Goldstücke am Boden zusammen und lebten froh und fröhlich zusammen bis an ihr Ende.

Eine ähnliche Geschichte lesen wir bei Schambach und Müller (Niedersächsische Sagen und Märchen Nr. 169, S. 155 f.) von einer armen Witwe in Spanbeck. Der Teufel kam zu ihr und versprach ihr, sie mit ihren Kindern bis an den Tod zu versorgen, wenn sie ihm ihren jüngsten Sohn, der eben 14 Jahre geworden, übergeben wolle. Die Frau ging auf den Handel ein und hatte von nun an keine Nahrungssorgen mehr. Je näher aber das bestimmte Jahr heranrückte, desto mehr quälte sie das gegebene Versprechen. In ihrer Angst lief sie zum Pfarrer und teilte ihm ihren Kummer mit. Dieser führte an dem Tage, wo

der Teufel kommen sollte, den Sohn auf den Kirchhof, zog dort einen Kreis, stellte einen Stuhl und Tisch hinein und befahl ihm, sich hinzusetzen und in der Bibel zu lesen. Um Mitternacht lärmte der Teufel schrecklich um den Kreis herum, er konnte aber dem Knaben nichts anhaben. Ebenso geschah es in der zweiten Nacht. In der dritten begab sich der Knabe auf den Rat des Pfarrers nach der Kirche und las dort ein Lied, das er gedichtet hatte. Obwohl auch hier der Teufel sich einstellte und schreckliche Verwüstungen anrichtete, so war er doch um die Seele des Knaben betrogen.

Ist der Mensch in Geldnot, so weiss der Teufel ebenfalls Rat; er verschafft ihm so viel, dass er ein herrliches Leben führen kann. In dieser Hinsicht verweisen wir auf eine Sage bei Karl Müllenhoff, Märchen, Sagen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg S. 303. Der Teufel versprach einem Manne sofort einen Scheffel Geld unter der Bedingung, er solle ihn gehäuft empfangen und nach zehn Jahren nur gestrichen zurückgeben, könne er das nicht, so müsse er ihm seine Seele überlassen. In seiner Schlauheit fragte der Mann sogleich den Teufel, ob er ihm das Geld auch eher zurückgeben könne, was dieser ihm gern zugestand. Als der Mann den gehäuften Scheffel mit Goldstücken erhielt, nahm er ein Brett, strich das Gehäufte herunter und sprach: Das übrige kannst du dir wieder mitnehmen, mehr brauche ich nicht. So ärgerlich auch der Teufel war, er konnte doch dem Manne nichts anhaben.

Nach A. Kuhn Sagen, Gebräuche und Märchen in Westfahlen I, S. 375 Nr, 420 trug sich dieselbe Sache mit drei Studenten zu. August Kopisch hat die Sage poetisch bearbeitet und schliesst mit den Worten:

Seit dieser Zeit sieht seinen Mann
Der Teufel sich viel besser an!
Gar raffiniert im Takte
Sind jetzt Kontrakt und Pakte.

In einer fatalen Notlage befand sich nach Schöppner, Sagenbuch der Bayerischen Lande I, Nr. 294 S. 281 ff. auch Liesbetchen von Mönchberg. Sie sollte ihrem Herrn die beste

Kuh im Stalle verfüttert haben und wurde von ihm angehalten, sie zu bezahlen, was sie nicht konnte. Da erschien ihr der Teufel und verabreichte ihr einen ganzen Beutel mit Geld, sie musste ihm dafür aber ihre Seele mit ihrem Blute verschreiben. Als sie nach Hause kam und in den Stall ging, bemerkte sie, dass sie die Kuh gar nicht verfüttert hatte, sondern dass sie todt gestochen worden sei. Da bereute sie es schmerzlich, umsonst dem Teufel ihre Seele verschrieben zu haben. Sie wandte sich sogleich an den Pfarrer und bat ihn, er möchte ihr einen guten Rat geben, wie sie wieder loskommen könne. Er schlug ihr vor, das Geld wegzuwerfen und in die Kirche zu gehen und daselbst zu beten. Auf dem Wege dahin erfasste sie aber der Teufel am Rocke und hielt sie fest. Da ertönten vom Kirchturm plötzlich die Glocken, die Leute zogen den Hut ab und fingen an zu beten, infolge dessen musste der Teufel stehen bleiben. Diesen Augenblick benutzte das Mädchen, es lief schnell den Berg hinan und wollte schon in die Kirche hineingehen, doch der Teufel erfasste es abermals, fuhr mit ihm in die Höhe und schwenkte es dreimal um den Kirchturm. Da es aber betete: Herr Jesu, dir leb ich, Herr Jesu, dir sterb ich, musste der Teufel es wieder auf die Erde niedersetzen. Wenn auch das Mädchen hier verstarb, so war doch der Teufel um ihre Seele geprellt.

Sehr gern steht der Teufel Mädchen bei, die grosses Gefallen am Tanzen haben, aber nicht zu Tanze gehen können, weil es ihnen an einem Tänzer fehlt, oder weil sie im Dienste stehen und der Herr es ihnen nicht gestattet.*) So hilft der Teufel nach einer Sage bei Wolf, Niederländische Sagen, S. 556 f. 458 einer Dienstmagd, die bei Brüssel auf einem Pachthofe diente und am Kirmesmontage gern tanzen wollte, allein der Pächter verlangte, dass sie auf dem Felde Mist ausbreiten sollte. In ihrer Verzweiflung setzte sich die Magd auf die Erde und weinte. Da trat ein altes, kleines, hässliches Männchen zu ihr und fragte sie, was ihr fehle. Sie erzählte ihm alles. Da ist Rat für, sprach es, und im Nu flogen zwei Düngerhaufen auseinander

*) Ueber die Neigung des Teufels, sich zu Mädchen zu gesellen, die gern tanzen möchten s. oben S. 59.

aufs Feld hin. Er wollte ihr auch die anderen ausbreiten, wenn sie ihm verspräche, morgen das erste Bund, das sie machen werde, ihm zu schenken. Die Magd ging darauf ein, und in zehn Minuten lag der ganze Dünger auf dem Felde und sie konnte zu Tanze gehen. Da dem Pächter die Sache nicht richtig vorkam, holte er die Magd von Tanze und ging mit ihr zum Pfarrer, wo sie die Sache erzählen musste. Der Pfarrer machte ein ernstes Gesicht und riet ihr, wenn sie nicht verloren gehen wolle, am nächsten Morgen früh nicht den Unterrock zu binden, sondern im besten Hemde in die Scheune zu gehen und dort ein Bund Stroh zu binden und vors Tor zu werfen. Die Magd befolgte den Rat des Pfarrers. Kaum hatte sie das Bund vors Tor geworfen, so packte es der Teufel und zerriss es in tausend Stücke.

In einer anderen unangenehmen Lage befand sich nach einer Erzählung aus der Hoch-Bretagne bei Paul Sébillot, Nr. 42, S. 267, ein junger Bauer namens Jean Lemaitre. Er wollte gern heiraten. Obgleich er braven Wesens war, mieden ihn doch alle jungen Mädchen, da er eine sehr hässliche Gestalt hatte. Darüber war er sehr traurig. Eines Tages erschien ihm der Teufel und versprach ihm die Gunst eines Mädchens zu verschaffen, wenn er mit seinem Blute unterschreibe, ihm gehören zu wollen, falls es ihm gelinge, seine Frau am Tage der Hochzeit bis zur Mitternacht zu einer Sünde zu verleiten. Der Bauer war es zufrieden und erhielt vom Teufel ein Kreuz, von dem er einen unscheinbaren Splitter dem Mädchen, um dessen Gunst er werben wolle, in den Trank tun sollte. Er verfuhr so und heiratete ein Mädchen namens Mathurien. Bei der Hochzeit wurde flott getanzt, kurz vor Mitternacht mischte sich auch der Teufel in der Gestalt eines Fremdem unter die Tänzer. Der Tanz wurde immer wilder und die Leier erklang fort, wenn auch der Spieler seine Hand davon liess. Schon schlug die Uhr zwölf und der Bauer hatte seine junge Frau noch zu keiner Sünde verführt. Da überkam ihn die Angst, und er versteckte sich in einem Kamin. Mittlerweile aber war eine Frau dadurch auf den Teufel aufmerksam geworden, dass ihr Kind im Leibe allemal aufschrie, wenn dieser an ihr vorübertanzte. Sie schickte sofort nach einem Priester,

der den ungebetenen Gast durch seine Beschwörung zur schleunigen Flucht nötigte. Mit einem furchtbaren Geheul, als wenn ein Orkan wütete, zog der Teufel ab und musste von seinem Opfer abstehen.

In vielen Fällen jedoch sind es nicht äussere Notlagen und sonstige tiefe Bekümmernisse, sondern andere Anliegen, wie schnöde Geldgier und der Hang, ohne zu arbeiten ein lustiges und bequemes Leben zu führen, die den Menschen dem Teufel überliefern. Er wird aber auch hier geprellt. Der Mensch findet noch zur rechten Zeit ein Mittel, das ihn rettet. Zum Beweise nur einige Beispiele. Wolf (a. a. O. S. 554 Nr. 456) bringt eine Sage von einem Kaufmann zu Löwen, der sich dem Teufel unter der Bedingung mit Leib und Seele verschrieb, dass er ihm viel Geld und Gut verschaffe. Als nach sieben Jahren der Teufel kam, um den Mann zu holen, griff er zu folgender List. Er sprach zu ihm: „Lasset mir nur noch so lange Zeit, bis das Stümpfchen Licht abgebrannt ist, ich möchte noch meinen Namen unter einige Briefe setzen und dann will ich noch meinen Rock anziehen!“ Der Teufel gewährte ihm die Bitte. Der Kaufmann begab sich in das Nebengemach und befahl der Magd, sie sollte eine Tonne Wasser neben die neugegrabene Grube im Garten stellen, und die Knechte sollten sich mit Schaufeln rüsten. Darauf eilte er mit dem Lichtchen hinaus unter dem Vorwande, der Schlüssel stecke noch an der Gartentür, und warf es in die Grube. Die Magd goss Wasser darauf und die Knechte warfen das Loch sogleich mit Erde zu. Inzwischen war der Teufel ihm nach in den Garten gegangen. „Wo ist das Lichtchen?“ fragte er, der Kaufmann antwortete: „Das ist noch nicht ausgebrannt und wird auch in den nächsten fünfzig Jahren noch nicht ausbrennen, es liegt hundert Klafter tief in der Erde.“ Als der Teufel das hörte, erhob er ein jämmerliches Geschrei und fuhr mit greulichem Gestanke hinweg.

Eine andere Sage findet sich bei Zingerle (a. a. O. S, 446 Nr. 775.) Ein Kleinhäusler zu Imst hatte eine grosse Vorliebe für Wild und schloss mit dem Teufel einen Pakt, er wolle ihm nach einer bestimmten Anzahl von Jahren mit Leib und

Seele gehören, wenn er ihn genügend mit Wild versorge. Der Teufel trieb ihm das Wild durch den Kamin ins Haus. Nach einigen Jahren überkam den Mann die Reue wegen des eingegangenen Vertrages, und er beichtete sein Vergehen einem Kapuziner, der ihm die Busse auferlegte, drei Nächte hintereinander auf dem Friedhofe alle Totenköpfe und Totengebeine einzugraben. Das war eine saure Arbeit, denn der Teufel schreckte ihn auf alle mögliche Weise, indem er die verscharrten Knochen immer wieder aus der Erde hervorwühlte. Mit Hilfe des Geistlichen vollbrachte der Mann aber die Arbeit, und der Teufel musste mit einer langen Nase abziehen.

Nach einer Sage bei R. v. Freisauff, Salzburger Sagen S. 522 verschrieb der Oberarler Schmied zu Plankenau dem Teufel seine Tochter, eine „Feggie" (Kretin), wenn er ihm bis zum nächsten Hahnrufe die warmen Quellen aus den Grossarler- (jetzt Lichtenstein-) Klammern herausleite. Der Teufel machte sich sofort an die Arbeit, doch das Getöse und Gepolter erregten im Schmiede eine solche Angst, dass er schnell zur Hexe des Ortes lief und sich einen guten Rat erbat. Diese sagte ihm, er möchte sofort den Hahn in den Brunnentrog tauchen. Durch das unfreiwillige Bad fing der Hahn gewaltig zu krähen an, worauf der Teufel von seiner Arbeit abstehen musste.

Für einen andern Preis verschrieb nach Zingerle (a. a. O. S. 443 Nr. 773) zu Kolmar ein Wildschütz dem Teufel seine Seele. Er forderte von ihm, er solle ihm dafür 29 Jahre hindurch mit Freikugeln versorgen. Am Abende vor der Nacht wo der Schwarze ihn holen sollte, wurde dem Schützen aber so angst und bange, dass er sich an einen alten Priester wandte und ihm das von Teufel erhaltene Gewehr mitsamt dem Kugelmodell übergab. Der fromme Greis behielt den Bedrängten bei sich und legte ihm allerhand geweihte Sachen an. Als um elf Uhr der Teufel unter Sturm und Wetter dahergefahren kam und dem Wildschütz den Paktbrief vorzeigte, nahm der Priester das Papier, als ob er es prüfen wollte, und machte eiligst drei Kreuze darauf. Der Brief war nun für den Teufel verloren. Er ergriff hierauf den Wildschützen und rang mit ihm, während

der Geistliche in einem fort betete. Da schlug es 12 Uhr, und der Priester rief dem Teufel zu:

„Im Namen Jesu weich,
Die Teufelsstunde ist vorbei!"

Unter schrecklichem Geheul flog der Teufel davon und liess in der Mauer ein grosses Loch zurück.

Die Sage bildet einen Nachklang zu der bekannten Freischützsage, die ihrerseits wieder weiter nichts als eine jüngere Umdeutung des Mythus vom Wuotan als wilder Jäger ist, der den goldringgeschmückten Sonnenhirsch durch einen unfehlbaren Schuss erlegt.

VIII.

Der dumme, geprellte Teufel.

Nach Mythologie und Sagenforschung sind endlich auch die Märchen und Sagen vom dummen Teufel nichts weiter als jüngere Umbildungen der Märchen und Sagen von den dummen Riesen und Trollen. Wenngleich die Riesen den Göttern vielfach an Kraft und Stärke überlegen sind, so überragen diese sie doch in geistiger Hinsicht; sie werden ihrer Herr und vereiteln durch ihre Klugheit ihre Unternehmungen. Wie die Götter überragt aber auch der Mensch die Riesen an Intelligenz. Mit List und Verschmitztheit weiss er ihnen beizukommen und bewirkt, dass sie ihm nicht schaden können. Zum Beweise des Gesagten verweisen wir auf das vielgestaltige Märchen bei den Br. Grimm Nr. 20. So verächtlich auch der Riese auf den Schneider herabsieht, dieser ist doch klüger als er, und alle seine Anschläge, ihn zu vernichten, gehen wirkungslos vorüber, schliesslich muss er sogar das Feld räumen und die Flucht ergreifen. Als der Riese einen Stein drückt, dass das Wasser daraus tropft, so nennt das der Schneider ein Spielwerk, und damit greift er in die Tasche, holt einen weichen Käse heraus, drückt ihn, dass der Saft herausläuft, und spricht: „Gelt, das war ein wenig besser.“ Darauf hebt der Riese einen Stein auf und wirft ihn so hoch, dass man ihn kaum mit den Augen noch sehen konnte. Der Schneider aber holt einen Vogel aus der Tasche und wirft ihn in die Luft, der froh über seine Freiheit fortfliegt und nicht wiederkommt. Als der Schneider dem Riesen einen gefällten Eichstamm mit aus dem Walde tragen helfen soll, nötigt er ihn, den starken Stamm auf die Schulter zu nehmen, während er die

Äste mit dem Gezweig als den schwereren Teil auf sich nehmen will. Inzwischen setzt er sich auf einen Ast, und weil der Riese sich nicht umsehen kann, muss er den ganzen Baum und obendrein das Schneiderlein noch tragen. Weiterhin kommen sie bei einem Kirschbaume vorüber, der Riese biegt die Krone des Baumes herab und gebietet dem Schneider, die Früchte zu pflücken, er lässt aber los und der Schneider, der den Baum nicht halten kann, wird in die Luft geschnellt. Er kommt jedoch wohlbehalten wieder zur Erde herab und macht dem Gegner weis, er sei wegen der Jäger unten im Gebüsche über den Baum gesprungen. Abends soll sich der Schneider in der Höhle des Riesen in ein Bett legen, da ihm aber dasselbe viel zu gross ist, kriecht er in eine Ecke. Als um Mitternacht der Riese das Bett mit einer Eisenstange durchschlägt und meint, dem Grashüpfer den Garaus gemacht zu haben, kommt dieser am Morgen auf einmal dem Riesenvolke ganz lustig und guter Dinge entgegen, worüber dieses in solchen Schreck versetzt wird, dass es mit Hast davonläuft. Vergl. Kuhn, Märkische Sagen, S. 289; Müllenhoff, Sagen und Bilder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg S. 442; E. Meier, deutsche Märchen aus Schwaben Nr. 37; Zingerle, Sagen aus Tirol Nr. 27.

Ganz ähnliche Züge treten uns in den Sagen vom dummen Teufel entgegen. Wohl versetzt der Teufel bisweilen den Menschen in grosse Furcht, dieser zittert und zagt und will vor Angst vergehen, zumal wenn er sich in seine Hände gegeben, mit ihm paktiert und sich ihm mit Leib und Seele verschrieben hat, schliesslich ist er ihm doch an geistiger Macht überlegen. Durch Schlauheit und Klugheit, Verschmitztheit und Pfiffigkeit erhebt er sich über ihn und macht seine höllischen Kniffe zuschanden. Bald kann er eine von seinem Opfer ihm gestellte Aufgabe nicht lösen und muss deshalb auf dasselbe verzichten, bald hat er in seiner Kurzsichtigkeit bei der Schliessung des Vertrages diesen oder jenen Punkt übersehen, wodurch derselbe ungiltig wird. So erscheint der Teufel allenthalben als geprellter dummer Teufel, der die Lachlust erregt. Die Teufelsprellungen sind an keinen Stand und an keinen Bildungsgrad gebunden,

auch nicht an das Geschlecht. Meist sind es einfache Personen, arme Schneider, Schuster, Schmiede, Bauern, Frauen und Mädchen, die den Teufel hinters Licht führen und ihm ein Schnippchen schlagen, zuweilen auch adelige Herren, Ritter, Geistliche und Mönche.

Zwei Geschichten, wie der Teufel dadurch, dass er nicht imstande ist, eine ihm gestellte Aufgabe zu lösen, sein Opfer im Stiche lassen muss, teilt Zingerle, Sagen aus Tirol, mit. Nach der einen (S. 482, Nr. 810) las ein Knecht in dem Hexenbüchlein des alten Lebenbauers, das dieser zu verstecken vergessen hatte, und es umgaben ihn schon Hunderte von bösen Geistern. Da schloss der Bauer, der noch zur rechten Zeit nach Hause kam, mit den schwarzen Gesellen ein Bündnis unter der Bedingung, dass sie ihn holen dürften, wenn sie ein Mass ausgeschütteter Mohnkörner auflesen könnten, so dass keines fehle. Die Teufel waren es zufrieden. Der Bauer schüttete darauf ein Mass Mohn aus, tauchte aber einige Körnlein davon in Weihwasser und versteckte sie unter seine Fingernägel. In wenig Augenblicken hatten die Teufel die Mohnkörner aufgelesen, nur die an den Fingern des Bauern konnten sie nicht bekommen, weshalb sie mit Schande und Gestank abfuhren.*) Nach der andern verwandten Sage (das. S. 474 ff., Nr. 812) hatten die Kinder des alten Tappeiner in dem Hexenbuche ihres Vaters gelesen, während er in der Messe war, und die ganze Stube hatte sich mit schwarzen Geistern angefüllt, die sich nicht beschwichtigen liessen, sondern ein Opfer von den Kleinen forderten. Der Tappeiner ging darauf ein und versprach ihnen dasselbe, wenn sie ein ausgeschüttetes Mass Mohnkörner bis auf das letzte Korn in der Zeit auflesen würden, in der er das von den Kindern Gelesene wieder rückwärts gelesen hätte. Die Bocksfüssler vollbrachten das Geschäft früher, als der Bauer mit dem Lesen fertig war, sie hatten aber einige Körnlein vergessen, die in dem Weihbrunnkrügel lagen. Diese konnten sie nicht herausholen und mussten desshalb ihr Opfer fahren lassen.

*) Das Motiv, dass der Teufel beim Auflesen einer Frucht nicht alle Körner findet, kommt oft vor. Vergl. dazu die S. 49 aufgeführte Sage.

Auf ergötzliche Weise wird der Teufel in zwei Sagen von der Insel Rügen um sein Opfer geprellt, die Rud. Baier in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde II, S. 147 mitteilt. Nach der einen Sage soll der Böse einem Bauer für den Preis seiner Seele seinen Stiefel mit Gold füllen. Dabei bedient sich der Bauer folgender List. Er schneidet den Schuh ab und klemmt den Schaft oben in den First seiner leeren Scheune. So viel Geld auch der Teufel herbeischleppte, der Stiefel wurde nicht voll. In der Scheune klimperten die herabfallenden Goldstücke lustig durcheinander, und der Bauer schob sie, so oft sich ein Häufchen gebildet hatte, auseinander. Endlich wurde der Teufel der Arbeit überdrüssig und machte sich aus Verzweiflung über den spitzbübischen Stiefel mit einem greulichen Fluche davon. Vergl. Zeitschrift für hessische Geschichte Band IV, S. 115 f., wo sich eine ähnliche Erzählung findet. Nach der anderen Sage schlossen einmal ein Schneider, ein Schuster und ein Seefahrer, die sich in grosser Not befanden, einen Bund mit dem Teufel und verschrieben ihm ihre Seelen, wenn er ihnen Geld in Fülle und Hülle, gutes Essen und Trinken und, was ihnen sonst in den Sinn käme, verschaffe. Als die festgesetzte Zeit um war, dachte sich jeder einen Wunsch aus, von dem sie meinten, der Böse vermöge ihn nicht zu erfüllen. Der Schneider verlangte, er solle ihm alle Stücklein von den Zeugen, die er je verarbeitet habe, gross und klein, zu einem Stücke zusammennähen, und es sollte doch keine Naht zu sehen sein; ganz dasselbe forderte der Schuster hinsichtlich aller Lederabfälle. Dem Teufel war das eine wie das andere etwas Leichtes, er war bald damit fertig und Schneider und Schuster verloren das Leben. Anders verhielt es sich mit dem Seefahrer. Dieser stellte dem Teufel die Aufgabe, er solle ihm ein Ankertau aus dem Sande des Haffes drehen. Das konnte der Teufel nicht, und er war um die Seele des Seefahrers betrogen. Hinsichtlich der dritten Aufgabe vergl. die Bemerkung zu Midrasch Echa rabbathi auf S. 51.

Eine lustige Geschichte, wie ein Steuermann den Teufel durch eine Aufgabe prellt, weil er sie nicht leisten kann, lesen

wir bei Müllenhoff, Sagen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg S. 264 f. Einmal verschaffte der Teufel einem Kaufherrn in seiner Not ein Schiff unter der Bedingung, ihm bei seiner Rückkehr in die Elbe etwas zu tun zu geben, was er nicht verrichten könne, widrigenfalls solle ihm das Schiff gehören mit allem, was darauf und darin sei. Der Kaufherr nahm das Anerbieten an und begab sich sofort auf die Reise. Bei seiner Rückkehr gedachte er an sein Versprechen und ging voller Sorge auf dem Verdecke auf und ab. Das merkte sein Sohn, der Steuermann war, und fragte den Vater, was ihm wäre. Nachdem er den höllischen Pakt in Erfahrung gebracht hatte, sprach er zum Vater: Wenn es weiter nichts ist, da lass mich nur machen. Flut und Wind trieben mit Macht das Schiff in die Elbe und bei Cuxhaven stellte sich der Teufel an Bord und forderte seine Aufgabe, widrigenfalls würde er mit dem Schiffe davongehen. Der Sohn gebot hierauf den Matrosen, sie sollten den grossen Anker herunterlassen. Als das grosse, dicke Tau von der Welle flog, hiess er den Teufel zugreifen und das Schiff anhalten. Dasselbe fuhr aber so schnell, dass der Teufel mit dem Tau durch das Loch, in dem es ging, gezogen wurde und weit ins Wasser flog, wo er für immer bleiben musste. In dieselbe Kategorie gehört eine Sage bei E. Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben II, S. 120 Nr. 33. Der Teufel versprach einem Manne, er wolle ihn mit Geld versorgen, dafür solle er ihn einen Tag vollauf mit Arbeiten beschäftigen, könne er das nicht, so solle er ihm gehören. Er erschien gerade am Hochzeitstage des Mannes. Zuerst bekam er einen Acker umzuhacken, der Klee getragen, dann sollte er ein Mass gestreuter Kleesamen wieder auflesen. Beide Arbeiten waren im Nu fertig, und der Teufel forderte neue Arbeit. Dem Mann wurde schon angst und bange, doch da half ihm seine Braut aus der Not. Sie riss ihm ein kurzes, krauses Haar aus, das solle er dem Teufel bringen, damit er es gerade mache. Der Teufel zupfte es, zog und bog es hin und her, legte es sogar auf den Ambos und hämmerte es, doch alles umsonst, es blieb kraus. So war der Teufel um seinen Preis geprellt und musste abziehen. Einer

ähnlichen Sage begegnen wir in der romanischen Litteratur bei Paul Sébillot, Contes populaires de la Haute-Bretagne Nr. 44 S. 289 ff. Dem Teufel wird hier vom Bräutigam aufgetragen, zuerst einen Holzschlag auszuroden, dessen Bäume 18 Jahre alt waren, und die Wurzelstöcke mit den Zähnen herauszuziehen, dann muss er Heu, das noch nicht trocken auf den Boden gebracht worden ist, wieder auf die Wiese zurücktragen, es trocken machen und wieder auf den Boden schaffen. Beide Arbeiten jedoch waren bald vollbracht, und es galt, neue zu stellen. Da zieht sich die Braut ein Haar aus dem Kopfe, gibt es ihrem Bräutigam mit der Weisung, der Teufel solle ihr daraus einen silbernen Ring schmieden. Der Teufel nahm das Haar, hielt es ins Feuer, wo es verbrannte. Er sah ein, dass er überlistet war, zog ab, und die Hochzeit fand ohne Störung statt.

Eine andere Aufgabe stellte zufolge einer Sage bei A. Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche S. 304 Nr. 348 ein Zimmermann zu Werlte dem Teufel, nachdem er zuvor mit ihm einen Bund gemacht und ihm seine Seele verschrieben hatte. Als der Teufel erschien, um ihn zu holen, liess er einen Wind streichen und befahl ihm, denselben zurückzubringen. Der Teufel lief als Wirbelwind hinterdrein, konnte ihn aber nicht erreichen und musste deshalb auf die Seele des Zimmermanns verzichten. Der Teufel ist in dieser Sage wohl in den Windriesen Fasolt, dessen das alte Eckenlied gedenkt, übergegangen. Übrigens heisst der Wirbelwind in Ostfriesland noch heute Zimmermans Skiz.

In verschiedenen Sagen wird der Teufel von seinen eigenen Schülern, den Schwarzkünstlern und Hexen, geprellt. Sie sind schlauer und klüger als er und machen dadurch den höllischen Pakt zunichte. So erzählt L. Bechstein in einem seiner Märchen von einem Grenzstreite zweier Landesherren, bei dem zwei Schwarzkünstler, die auf der Hirschbalz zwischen Winterstein und Steinbach des Nachts wegen der Richtung des Grenzzuges in einen heftigen Streit gerieten, so dass sich der Teufel selbst einmischte. Der Wintersteiner Schwarzkünstler, der auf dem Berge stand, erfasste den Teufel im Nacken und wollte ihm den Hals

umdrehen. Da legte sich der Teufel aufs Bitten und versprach, er wolle ihm alles tun, was er verlange, nur solle er ihn frei lassen. Der Mann forderte infolgedessen seine Verschreibung zurück, mit der er sich ihm dereinst zu eigen gegeben, auch musste er bei seiner Grossmutter schwören, dass er all sein Lebtag von keinem Menschen mehr sich die Seele verschreiben lassen wolle. Wohl oder übel musste der Teufel in den sauren Apfel beissen. Doch kaum fühlte er sich frei, so tat er einen Sprung zurück und sprach: Wenn ich dir auch versprochen habe, deine Verschreibung zurückzugeben und keinen Teil mehr an dir habe, so habe ich dir doch nicht versprochen, dir nicht den Hals umzudrehen. Der Schwarzkünstler eilte jetzt schnell dem Walde zu und kroch in das Loch einer alten Buche. Der Teufel aber setzte ihm nach und kroch auch in das Loch und schob sich im Bauche der Buche immer hinauf dem Manne nach. Da schlüpfte der Schwarzkünstler zu einem Astloch heraus, ergriff ein Stück Holz und verkeilte dasselbe mit seiner schwarzen Kunst. Ebenso verfuhr er mit dem unteren Loche. Als nach vielen Jahren der Teufel beim Fällen der Buche wieder frei wurde und zur Hölle fuhr, war alles daselbst leer, seine Grossmutter war aus Herzeleid gestorben, und die armen Seelen waren nach dem Himmel gewandert. Der Teufel dachte nun darüber nach, wie er trotz seines Schwures doch wieder Seelen in die Hölle bekäme. Da kam er auf den Einfall, Branntwein zu machen. Zu diesem Zwecke wanderte er nach Nordhausen und wurde Schnapsbrenner. Da er den Nordhäusern, die die Kunst Branntwein zu brennen von ihm zu erlernen wünschten, viel Geld versprach, so betrieben viele das Geschäft. Der Branntweingenuss aber brachte grosses Unglück in die Welt. Die Leute fingen an zu fluchen uud zu schwören, sich zu zanken und zu prügeln, und schliesslich drehten sie sich die Hälse um. Hatte der Teufel früher wöchentlich kaum eine Seele in die Hölle bekommen, so rückten sie jetzt dutzend- und schockweise an, so dass die Räume zu klein wurden und ein Stück angebaut werden musste.

Mit verschiedenen Veränderungen bringt diese Sage auch

C. L. Wucke, Sagen der mittleren Werra S. 65. Der Teufel flüchtet sich hier ganz allein in die hohle Buche, und der Steinbacher Schwarzkünstler vermauert das Loch.

Wie der Teufel in verschiedenen Sagen durch menschliche List und Schlauheit in einen hohlen Baum eingeschlossen wird, wandert er in andern wieder in ein Glas oder in eine Flasche. Eine solche Geschichte lesen wir bei Montanus II, S. 195. Der Teufel hatte längere Zeit das Altenberger Kloster durch sein Erscheinen unsicher gemacht, da fingen ihn einst die Mönche durch's Schlüsselloch in einem ringsum gefeiten Glase, das sich bei der geringsten Bewegung mittels eines genau passenden geweihten Wachsstöpsels schloss, und hingen ihn hoch oben an das Gewölbe des Kirchenschiffes. Hier suchte er durch klägliches Geheul, durch Bitten, Versprechungen und Drohungen seine Freiheit wiederzuerlangen, doch umsonst, er blieb in den geweihten Wänden seines Kerkers, bis durch einen unglücklichen Stoss bei einer baulichen Veränderung des Klosters das Glas zerbrach, wo er sich dann in der Gestalt einer Fledermaus davonmachte und nicht wiedererschien. Eine andere lustige Geschichte dieser Art aus Zakynthos findet sich bei B. Schmidt, Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder S. 140. Der Teufel hatte sich einmal ganz klein gemacht und war zu dem Zwecke, um die Weiber zu täuschen, in eine Flasche gekrochen. Die erste Frau, welche die Flasche öffnen würde, wollte er glücklich machen, die zweite entehren und der dritten alles Böse in der Welt antun. Als am dritten Tage eine Frau die Flasche öffnete, fuhr der Teufel als Rauch heraus, verwandelte sich in einen Balken und wollte ihr eben ein Leid antun. Die Frau aber sprach rasch: Ich glaube dirs nicht, dass du in einer Flasche warst, du, ein so grosser und mächtiger Herr. Zum Beweise fuhr der Teufel wieder als Rauch in die Flasche hinein, worauf die Frau geschwind den Stöpsel darauf drückte. So war der Teufel eingeschlossen und konnte nicht wieder heraus. Schmidt schliesst die Erzählung mit den Worten: Daher geht die Sage, wenn man von der Schlauheit der Weiber redet, dass sie selbst den Teufel in eine Flasche stecken.

Nach einer spanischen Sage, die Theodor Körner in einem Gedichte behandelt hat, hielt der Teufel einmal in Salamanca in einer Gruft vor einem Auditorium von sieben Schülern ein Kollegium nach eigenen Heften über die schwarze Kunst. Am Schlusse des Semesters forderte er als Honorar die Seele eines Zuhörers. Wer zuletzt aus der Kellertür gehen würde, dem wollte er den Hals umdrehen. Da keiner der Zuhörer freiwillig das Opfer sein wollte, so entschieden die Würfel. Das Los traf einen Grafen, denn er hatte die niedrigste Zahl gewürfelt. Dieser aber hatte den Kopf auf dem rechten Flecke, denn als ihn der Teufel an der Kellertür erfassen wollte, rief er:

Hast keinen Teil an mir!
Das Los traf meinen Hintermann hier!

Dabei wies er auf den Schatten an der Wand hin. Während der Teufel, vom Sonnenlicht geblendet, den Schatten mit seinen Klauen erfassen wollte, schlüpfte der Graf unter Hohngelächter behende hinaus. Der Graf aber zeigte seitdem, wenn er in der Sonne stand, keinen Schatten mehr. (Vergl. Grimm, Mythologie, 4. Ausg., S. 855 f.)

Bisweilen fordert der Teufel von dem Menschen, der ihm seine Seele verschreibt, eine imponierende Tat, wenn er keinen Teil an ihm haben solle. Der Mensch in seiner Schlauheit leistet etwas, worüber der Böse erstaunt oder dermassen erschrickt, dass er die Flucht ergreift. Das Märchen vom dummen Riesen und dem Menschen spiegelt sich auch in dieser Sagengruppe deutlich in allen Zügen. Um nur ein Beispiel anzuführen, verweisen wir auf Wucke (a. a. O. S. 62 ff.). Ein Mann mit Namen Wöllewall zu Steinbach hatte durch Schlemmerei und Faulheit all sein Hab und Gut durchgebracht, und da ihm selbst der Holzdiebstahl zu beschwerlich wurde, wollte er auf dem Rennsteigstein seinem Leben ein Ende machen. Als er jedoch in die Tiefe blickte, gereute es ihn wieder, und er rief den Teufel herbei. Dieser erschien sofort und versprach ihm so viel Geld, als er nur durchzubringen vermöge, wenn er sich nach Jahresfrist ihm mit Leib und Seele überliefere, oder er müsse ihm einen Vogel auf einer jungen schlanken Eiche am Rennsteig zeigen, wie er

noch keinen gesehen habe. Wöllewall ging auf die Bedingung ein und hatte bald so viel Geld, dass er es noch ärger treiben konnte, als zuvor. Doch das Jahr war bald um, und es wurde ihm sehr bange. Als er eines Tages voll Unruhe Berg und Tal durchstreifte, traf er den alten Zauberer Melcher an einer Stelle des Schleifkutterngrundes, der sprach zu ihm: Ich kenne deine Angst und will dir helfen, wenn du mir die Hälfte des Geldes gibst, das dir der Teufel gegeben hat, und ein Fass Syrup und eine Bettzieche voll Federn schaffst, für den Vogel werde ich sorgen. Wöllewall, froh über den Rat, brachte rasch die geforderten Dinge zur Stelle, und der Zauberer holte eine Hexe aus Elmental, riss ihr die Lumpen vom Leibe, beschmierte sie mit Syrup von oben bis unten, steckte sie in die Zieche und hockte sie Wöllewall auf, er selbst nahm einen eisernen Rock auf die Schulter. So gings zur jungen, schlanken Eiche am Rennsteig. Hier liess er die Hexe aus der Zieche heraus und half ihr auf die Eiche, Wöllewall aber liess sich unter dem eisernen Rocke nieder. Als der Teufel unter furchtbarem Brausen und Krachen erschien, deutete Wöllewall nach seinem Vogel auf der Eiche. Kaum hatte der Teufel diesen erblickt, so schrie er: Verdammter Hund, das kommt nicht aus deinem Schädel, den Streich hat mir wieder einmal der verfluchte Zauberer Melcher gespielt; wir sind zwar quitt, aber einen Denkzettel sollst du noch davon tragen. Damit trat er wütend auf den Steinbacher zu, er verletzte sich aber an dem eisernen Rocke so sehr, dass er einen Klumpfuss bekam und für immer hinken muss.

In zahlreichen Sagen rettet der Mensch seine Seele nicht dadurch, dass er dem Teufel eine nicht zu lösende Aufgabe stellt, oder dass er selbst etwas vollbringt, was den Bösen in Respekt versetzt, sondern es ist einfach ein listiger Streich, den er ihm spielt, eine kluge Tat, die ihn machtlos macht und zwingt, seinen Anspruch aufzugeben. So prellt nach einer Sage bei Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen S. 156 Nr. 170 die dem Teufel bestimmte Tochter des letzten Besitzers der Burg Sichelstein bei Munden den Höllenfürst dadurch, dass sie ihn bei seinem Erscheinen bat, sie noch so lange frei zu lassen, bis sie in den

Burggarten hinabgegangen sei und eine Frucht gesät habe, wenn dieselbe wieder Frucht trüge, wolle sie ihm unweigerlich gehören. Der Teufel war es zufrieden, und sie säte Eicheln, aus denen erst lange nach ihrem Tode ein fruchttragender Eichenwald wurde.

Eine pfiffige Prellgeschichte enthält die Sage vom Schauteufelkreuz in der Nähe des alten Marktes in Hildesheim (vergl. Schambach und Müller a. a. O. S. 156, Nr. 171). Ein Schuster, der sich nicht mehr zu helfen wusste, stahl in einer Nacht den Höllenzwang. Mit ihm beschwor er den Teufel und verschrieb ihm seine Seele gegen drei Himpten Geld unter der Bedingung, ihm dieselbe zu lassen, wenn er bei seiner Wiederkehr nach Jahresfrist sehe, dass er das Geld auf Heller und Pfennig nur zu einem Gott wohlgefälligen Zwecke verwendet habe. Der Teufel ging darauf ein, denn er dachte, der Schuster würde sicher einen Teil für seinen bellenden Magen und seine durstige. Kehle verbrauchen. Doch der Schuster brachte das Geld zu einem Goldschmied und liess ein grosses silbernes Kreuz daraus machen. Als der Teufel nach Verlauf eines Jahres sich einstellte, zeigte ihm der Schuster das silberne Kreuz. Er konnte ihm nichts anhaben, sondern fuhr fluchend unter Gestank von dannen. Der Schuster lachte sich ins Fäustchen, liess das Kreuz wieder einschmelzen und war ein steinreicher Mann Zum Danke aber für seine Erlösung aus den Krallen des Teufels liess er einen Denkstein setzen, der heute noch das Schauteufelkreuz heisst.

Da die Wirksamkeit des Teufels sich nur auf die Nacht beschränkt, besonders auf die Geisterstunde von zwölf bis ein Uhr, so wird auch das ein Mittel, seinem Tun plötzlich ein Ende zu machen. Die in diese Kategorie einschlagenden Sagen sind fast zahllos. Nur ein einziges Beispiel vom Herzog Erich von Braunschweig (s. Schambach und Müller a. a. O., S. 154, Nr. 168). Dieser trennte sich einst beim Verfolgen eines Hirsches von seinem Jagdgefolge und verirrte sich, als die Nacht anbrach, so sehr, dass er den Teufel anrief und ihm versprach, er wolle ihm mit Leib und Seele gehören, wenn er ihn noch

vor ein Uhr in Gestalt eines Löwen durch die Luft nach Munden trüge. Der Teufel schwebte gerade über der Werrabrücke, als die Turmuhr Eins schlug, da stürzte der Löwe aus der Luft hernieder und fiel auf einen Pfeiler der Brücke, auf welchem er den Kopf zerschellte, wo er in Stein verwandelt, noch heute zu sehen ist. Der Herzog war gerettet und gelangte unbeschädigt bei den Seinigen an.

Gleich den Riesen und Trollen wird der Teufel aber auch machtlos, wenn er bei seinem Namen gerufen wird. So berichtet Schöppner, Sagenbuch der bayer. Lande II, Nr. 849, S. 380 f. von einem armen und hässlichen Burgfräulein, dass ihr einst der Teufel als Jäger begegnete und versprach, sie reich und schön zu machen, wenn sie ihm auf drei Jahre ihre Seele verpfände, erführe sie aber seinen Namen, so sei sie frei. Das Fräulein nahm das Anerbieten an, wurde sofort reich und schön, heiratete und lebte sehr glücklich mit ihrem Manne. Als die drei Jahre um waren, überkam sie die Angst, und sie teilte das Vorgefallene ihrem Manne mit. Dieser lief sogleich in den Wald, um den Jäger zu suchen, da traf er einen Zwerg, der voll Freude in die Höhe sprang und ausrief: „Wie mi dös Ding jetzt freut, dass's Fräula no nöt weiss, dass i Silfingerl heiss.“ Dem Mann war geholfen, er eilte sofort zu seiner Frau und sagte ihr den Namen. Als der Teufel kam, redete sie ihn bei seinem Namen an, worüber derselbe so in Zorn geriet, dass die ganze Burg zitterte. Er eilte hinweg und hinterliess einen solchen Gestank, dass hinfort niemand mehr in der Burg wohnen wollte. Der Sachkundige entdeckt in dieser Sage nicht nur Züge des Thormythus, sondern auch solche von Riesen, Trollen und Zwergen.

Viele Sagen von dummen, geprellten Teufel verfolgen den Zweck, dem Bösen die Abstattung seiner Besuche zu legen und ihm obendrein noch einen Schabernack zu spielen. So störte der Teufel oft einen Schneider und flüsterte ihm zu, recht viel Tuch in die Hölle hinter den Ofen zu werfen. Ein frommer Mann, dem er seine Not klagte, gab ihm den Rat, er solle das nächste Mal dem Teufel den Schwanz abschneiden. So geschah

es auch. Der Schneider schnitt ihm mit seiner Schere den Schwanz kahl vom Leibe weg, worauf er unter Geheul von dannen fuhr und ihm nicht mehr belästigte. (S. Bechstein, Sagen S. 234, und Schöppner a. a. O. II, Nr. 757, S. 274.) Einmal erwischten Mönche den Teufel beim Stehlen von Getreide auf dem Klosterboden und schlugen ihn mit ihren geweihten Kutten so windelweich, dass er wie ein Löwe brüllte und durchs Bodenloch hinausfuhr. In Möhra wurde dem Teufel das Stehlen von Getreide in einer Kornkammer dadurch gelegt, dass der Bauer auf den Rat eines weisen Mannes in Marksuhl jedesmal das Mass, nachdem er die Frucht gemessen, umstürzte. Diese Sage weist auf den schon im Talmud angeführten Glauben hin, dass der Böse über gemessene und gezählte Dinge keine Macht habe. (S. L. Wucke, a. a. O. S. 129 f.) Auf ergötzliche Weise leuchtete der heilige Leonhard in der Abtei Afflighem dem Teufel für seine Vexationen heim. Er musste ihm ein Kerzchen vom Leuchter so lange zwischen den Fingern halten, bis es zu Ende verbrannt war. Der Teufel schrie vor Schmerz und bekam ein ganzes Loch in den Daumen. (S. das.)

Ebenso wie in den Sagen und Märchen erscheint in den Moralitäten und geistlichen Schauspielen des Mittelalters der Teufel vielfach als dummer und geprellter Teufel auf der Bühne. Mit keckem Freimut tummelte sich der Volkshumor um die Figur des Teufels, nachdem die Kirche ihre Tore dem geistlichen Schauspiele verschlossen hatte und die Akteure nicht mehr Geistliche, sondern vagierende Kleriker und Laien waren. Man brauchte keine Rücksicht mehr auf den Ernst der Handlung zu nehmen. Reizte der Teufel so wie so schon durch seine negative Natur die Lachlust der Zuschauer, so machte ihn die klägliche Rolle, die er bei dem Erlösungswerke Jesu spielt, vollends zu einem Gegenstande des Hohns und Spottes. Ein charakteristisches Beispiel haben wir bei Mone, Schauspiele des Mittelalters, in dem nach der Schlussbemerkung um 1464 geschriebenen Schauspiele: „Christi Auferstehung“. Dasselbe knüpft ebenso an das Gespräch des Satans mit dem Hades im Evangelium des Nikodemus Kap. 20—23 wie an den von den

Kirchenvätern diskutierten Rechtsstreit zwischen dem Teufel und Christus an. Lucifer, der Beherrscher des Höllenreichs, fühlt, dass er die Seelen der Altväter nicht länger festhalten kann, darum versammelt er seine Gesellen in der Vorhölle, um sich gegen den Einbruch Jesu zu verteidigen. Da erscheint der Satan und macht ihm die Meldung, dass soeben die Kreuzigung Jesu durch ihn bewirkt sei, weil er sich für Gottes Sohn ausgegeben habe. Als ihn darauf Lucifer fragt, wo er Jesu Seele habe, antwortet er ausweichend, dagegen drückt er seine Freude darüber aus, dass es ihm gelungen sei, sich der Seele des Judas zu bemächtigen. Im Verlaufe des Gesprächs drängt sich Lucifer immer mehr die Überzeugung auf, sich in Jesu getäuscht zu haben, zumal er derselbe sei, der den Lazarus aufgeweckt habe. Nachdem Jesus in das höllische Reich eingedrungen ist, sehen wir Lucifer mit Ketten gebunden in einem Fasse ohne Boden sitzen, wo er die Fortführung der Altväter in der Vorhölle beklagt. Der Satan macht ihm den Vorschlag, alle Teufel auszuschicken, um die leer gewordene Stätte wiederzubevölkern. Sie sollen jede Seele einfangen, deren sie habhaft werden können. Lucifer ist mit dem Vorschlage einverstanden. Die Teufel ziehen aus, bleiben aber lange unterwegs, worüber Lucifer in neue Besorgnis gerät. Endlich kehren sie zurück; in ihrem Gefolge befindet sich auch die Seele eines Geistlichen, den sie während des Brevierlesens eingefangen haben. Lucifer kann aber dieselbe nicht festhalten. Der Geistliche verlässt unter Verwünschungen die Hölle und spricht den Bann über den Satan aus. Lucifer hat kein Wort des Bedauerns für ihn, im Gegenteil, er macht ihm wegen seines dummen Streiches noch die heftigsten Vorwürfe, er hätte den Geistlichen in Ruhe lassen sollen.

In Form eines wirklichen Prozesses mit komischem Beigeschmack kommt der Rechtshandel zwischen dem Teufel und Christus in einem aus dem 14. Jahrhundert stammenden Fastnachtsspiel von Jakobus von Theramo zum Ausdruck. Weil Christus durch die Erlösung die Menschheit dem Teufel widerrechtlich entrissen hat, so erhebt Belial als Prokurator des Höllenreichs Klage auf Wiederherausgabe derselben bei Gott, worauf

dieser Salomo zum Richter ernennt, wogegen Christus sich Mose zum Rechtsbeistand erwählt. Salomo entscheidet gegen Belial, doch dieser fasst bei dem Urteil nicht Beruhigung, sondern legt Berufung ein und bittet um Schiedsrichter, als welche unter der Obmannschaft des Joseph, des vicarius regis Aegypti, der römische Kaiser Oktavian, der Prophet Jeremia, Aristoteles und Jesaia fungieren. Nach langer Verhandlung wird die Klage Belials abermals abgewiesen und es wird festgesetzt, dass am Tage des Gerichtes eine Ausscheidung der Gerechten von den Ungerechten zu erfolgen habe und die letzteren in die Hölle verstossen werden sollen.

Wie der Teufel speziell durch die Jungfrau Maria geprellt wird, zeigt das Mirakel: Le mystère du Chevalier qui donna sa femme au diable. Vergl. Roskoff, Geschichte des Teufels I, S. 376 f. Der Teufel will einem heruntergekommenen Edelmanne wieder zu Geld und Gut verhelfen, wenn er ihm nach 7 Jahren seine Frau abzutreten verspricht. Nach Ablauf der Zeit dringt der Teufel auf Erfüllung des Vertrags, und der Edelmann macht sich betrübten Herzens auf den Weg, um ihm seine Frau zuzuführen. Unterwegs kommen sie an einer Marienkapelle vorüber, und die Frau verlangt hineinzugehen. Während ihres Gebetes am Altare verwandelt sich die Gottesmutter in ihre Gestalt, und der Edelmann übergibt sie dem Teufel, ohne dass er die Verwandlung gewahr geworden ist. Der Teufel aber merkt sofort den Betrug und macht dem Edelmann die heftigsten Vorwürfe. Maria erklärt darauf das Rätsel. Der Teufel ist geprellt und muss den Kontrakt wieder herausgeben, Maria vereinigt durch Ermahnungen aufs neue die Eheleute.

Dieselbe Tendenz liegt der Sage von Theophilus und seinem Bündnis mit dem Teufel zugrunde. Die Sage hat ein hohes Alter. Wie Sommer in seiner Schrift: De Theophili cum diabolo foedere nachweist, rührt die älteste Darstellung in griechischer Sprache schon von Eutychianos her; Paulus Diakonus fertigte im 8. Jahrhundert eine lateinische Übersetzung und im 10. Jahrhundert gab Hroswitha, die Nonne von Gandersheim, der anatolischen Sage ein poetisches Gewand. Im 13. Jahrhundert

verfasste Rutebeuf, ein Pariser Trouvière zur Zeit Ludwigs des Heiligen, das Mirakel: Theophilus und sein Bündnis mit dem Teufel. Im 14. Jahrhundert erfuhr der Stoff eine neue dramatische Bearbeitung durch einen unbekannten niederdeutschen Dichter, die sich vor der französischen besonders durch grosse Einfachheit auszeichnet. Die Handlung ist in Kürze diese. Theophilus hat seine Präbende verloren und verschreibt sich mit Leib und Seele dem Teufel, wenn dieser ihm wieder zu Reichtum verhelfe. Es geschieht. Als die Zeit heranrückt, dass Theophilus vom Teufel geholt werden soll, finden wir ihn knieend im Gebet in einer Kirche am Altar, über dem Maria mit dem Christuskinde hängt. Die Gottesmutter tritt vom Bilde herab, setzt das Christuskind auf den Altar und teilt dem Beter mit, dass sie bereit sei, ihm zu helfen, sie müsse aber zuvor ihr Kind um Gnade anflehen. Dieses lässt sich erweichen, Theophilus wird seine Sünde vergeben, und der Teufel muss den Vertrag wieder herausgeben. Nachdem Maria im Besitze des Vertrags ist, legt sie diesen auf die Brust des Beters, der immer noch niedergestreckt vor dem Altar liegt; darauf tritt sie mit ihrem Kinde zurück und wird wieder zum Bilde. Als Theophilus erwacht und den Vertrag auf seiner Brust findet, singt er freudig: Alma mater deipara und gelobt, nie mehr von der hilfreichen Maria zu lassen. Vergl. Hase, Christliches Schauspiel S. 61 und Roskoff, a. a. O. S. 377 ff.

Sogar im Lutherischen Katechismus und im protestantischen Kirchenliede spiegelt sich der Gedanke, dass Jesus mit dem Teufel gespielt und ihm die in seine Gewalt geratene Menschheit abgewonnen habe, wenn auch das Moment der Überlistung dabei zurücktritt. In der Erklärung zum zweiten Artikel sagt Luther: Der mich verlorenen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen. Der letzte Ausdruck weist auf ein Spiel hin, wobei wir an den Kampf Jesu mit dem Teufel zu denken haben, der als solches aufgefasst wird und bei dem der Teufel in seiner Kurzsichtigkeit den kürzeren gezogen hat. Noch deutlicher tritt der Gedanke in der vierten Strophe des Liedes von Luther: „Christ lag in Todesbanden“ zutage:

Es war ein wunderlicher Krieg,
Da Tod und Leben rungen;
Das Leben stritt, behielt den Sieg,
Und hat den Tod verschlungen.
Die Schrift hat verkündet das,
Wie ein Tod den andern frass,
Ein Spott aus dem Tod ist worden.

Unter den neueren Liedersängern bringt Max von Schenkendorf in dem Liede: „Brich an, du schönes Morgenlicht" den Gedanken mit den Worten zum poetischen Ausdruck:

Nun wird ein König aller Welt
Von Ewigkeit zum Heil bestellt,
Ein zartes Kind geboren.
Der Teufel hat sein altes Recht
Am ganzen menschlichen Geschlecht
Verspielt schon und verloren.

Erwähnt sei noch, dass sich im Puppenspiel der deutsche Volkshumor des dummen Teufels in der derbsten Weise bemächtigt hat. Er wird hier von Kaspar, der lustigen Person, auf alle mögliche Weise gefoppt, betrogen und gemisshandelt, so dass er oft in ein entsetzliches, die ganze Szene erfüllendes Schmerzgeheul ausbricht.

Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein, dass manche von den in den beiden letzten Rubriken aufgeführten Sagen in dem oder jenem Zuge mit den Sagen der vorausgehenden Rubriken übereinstimmt. Man sieht daraus, wie die Sagen im Laufe der Zeit zusammengeflossen und miteinander verquickt worden sind, so dass es oft schwierig ist, eine scharfe reinliche Scheidung vorzunehmen.

Nachtrag zu S. 1 f.

Zur jüdischen Lehre vom Teufel im talmudischen Zeitalter.

Nach Talmud und Midrasch spielt der Satan eine dreifache Rolle: er macht den Verführer, reizt (Gott) zum Zorn und zerstört das physische Leben. In dieser Beziehung heisst es Baba bathra 16a in einer Baraitha: יורד ומתעה ושלה ומרגיז נומל רשות ונומל נשמה, der Satan kommt herab (auf die Erde), um zu verführen und steigt hinauf (zum Himmel), um (Gott) zum Zorne zu reizen, und erhält die Erlaubnis (Ermächtigung), die Seele zu nehmen. Aus dieser dreifachen Betätigung erklärt sich der Ausspruch des R. Simeon ben Lakisch (3. Jahrh.) das.: הוא שמן הוא יצר הרע הוא מלאך המות, der Satan, der böse Trieb und der Todesengel ist eins und dasselbe. In einer anderen Stelle das. wird der Satan als מסית und מקטרג gekennzeichnet, d. i. als ein Wesen, das zum Abfall verlockt und den Ankläger macht. Die Kabbalisten wieder identifizieren den Satan mit Sammael (סמאל) und der Urschlange (נחש הקדמוני). Wie der Satan die Rolle eines Anklägers, Verführers und Zerstörers des Lebens in der Geschichte von Abrahams Prüfung spielte, wird eingehend Sanhedr. 89b, Beresch. r. Par. 53, Pirke de R. Elieser Kap. 29 und 32, vergl. Jalkut Schim. zu Gen. § 98 geschildert*).

Zuerst zog er Abrahams uneigennützige Gottesverehrung in

*) Das Sepher Hajjaschar hat die zerstreuten Details des Talmud und Midrasch zu einer einheitlichen Erzählung zusammengeschweisst.

Zweifel. Er habe Gott nur solange angebetet als er kinderlos gewesen, seitdem ihm aber sein Herzenswunsch erfüllt worden, kümmere er sich nicht mehr um ihn und errichte ihm keine Altäre. Daher heisst es: „Und es erging das Wort Gottes an Abraham: Nimm deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst usw. (Gen. 22, 2). Als Abraham dem Befehle Gottes nachkam und bereits auf dem Wege nach Morija war, stellte sich der Satan ihm in der Gestalt eines alten Mannes entgegen und hielt ihm vor, dass er im Begriffe stehe, eine sündhafte Handlung zu begehen. Da indess Abraham in seinem Vorsatze festblieb, verwandelte sich der Satan sodann in einen schönen Jüngling und wandte sich an Isaak und suchte ihn zu überreden, seinem Vater nicht zu willfahren, da dieser ihn nicht zum Unterrichte in der Gottes- und Sittenlehre, sondern zur Schlachtbank führe. Als der Satan merkte, dass er auch bei Isaak nichts ausrichtete, begab er sich endlich in das Zelt der Sara, wo er seinen Zweck erreichte. Er machte ihr heftige Vorwürfe, dass sie ihren Sohn, den sie bis jetzt immer gehütet und nicht aus dem Zelte fortgelassen, mit dem Vater habe ziehen lassen, nun sei es mit ihm vorbei. Obgleich ein Engel dem Abraham zugerufen, Isaak nicht zu opfern, so sei es doch zu spät gewesen, der Todesstreich wäre bereits geschehen. Sara erschrak so sehr über diese fürchterliche Kunde, dass sie ihren Geist aufgab und tot niederstürzte. Es heisst Gen. 23, 2: „Und Sara starb zu Kirjath-Arba und Abraham kam wegen Sara zu klagen und sie zu beweinen*).

Wie der Satan seine dreifache Funktion an Hiob betätigte, lesen wir im Prologe des Buches. Der Talmud in Baba bathra 15b begleitet das biblische Gespräch mit einem ausführlichen Kommentar, der in vielen Beziehungen als ein Seitenstück der haggadischen Erzählungen zu Abrahams Prüfung gelten darf.

Einer merkwürdigen Ueberlieferung begegnen wir Jebam. 103b, vergl. Schabb. 146a und Aboda sara 22b. Nach dieser

*) Dem Midrasch fällt der unvermittelte und plötzliche Übergang in der biblischen Erzählung Kap. 22 u. 23 auf. Dass es sich in Kap. 23 um einen Einschub der Priesterschrift handelt, konnte er natürlich nicht wissen.

kam der Satan, als Adam und Eva nach dem Falle voneinander getrennt lebten, in der Gestalt der Schlange über Eva und begattete sich mit ihr, wobei er sie in einen Schmutz warf (בשעה שבא נחש על חוה ומיל בה זוהמה).

Wie der Satan nach seiner Verstossung aus dem himmlischen Reiche der Engel auf die Erde auf eine Schlange sprang und diese zu seinem Reittier machte, erzählt der Jalkut zu Gen. § 25: Sammael war ein grosser Himmelsfürst. — Die Chajoth haben 4, die Seraphim 6 Flügel, Sammael aber hat 12 Flügel. — Was machte Sammael? Er nahm seinen Anhang (Sippe) und stieg herab und musterte (eig. sah) alle Geschöpfe und fand unter ihnen keines, das so geschickt (schlau) war, Böses zu tun, als die Schlange, wie es heisst Gen. 3, 1: „Und die Schlange war listiger als alle Tiere des Feldes.“ Sie glich einem Kamel und er stieg auf sie und ritt auf ihr, die Thora aber schrie (Hi. 38, 18): „Zur Zeit, wenn sie sich in die Höhe peitscht,“ Herr der Welten! „lachst du über Ross und seinen Reiter.“*) Womit ist die Sache zu vergleichen? Mit einem Menschen, in dem ein böser Geist ist. Alles, was er tut und alles, was er spricht, geschieht nicht durch seine Einsicht, sondern durch die Einsicht des bösen Geistes, der in ihm ist. Ebenso verhält es sich mit der Schlange. Alle Werke, die sie verrichtet, rühren nur von der Einsicht Sammaels her. Über den Sturz Sammasel aus dem himmlischen Reiche wird Jalkut zu Gen. § 68 noch berichtet: In dem Augenblicke, als der Heilige den Sammael aus seiner Heiligkeit von den Himmeln herabstürzte, ergriff er die Flügel Michaels, um ihn mit sich herabzustürzen, der Heilige aber liess ihn aus seiner Hand entrinnen. Daher heisst sein Name: מליט Entronnener.

Alle diese Mythen wieder stehen in verwandtschaftlichem Zusammenhange mit babylonischen und altpersischen Vorstellungen.

*) In der Hiobstelle handelt es sich um die Straussin, die, wenn sie verfolgt wird, aus ihrer Ruhe auffährt, die Flügel regt, und halb laufend, halb fliegend so schnell forteilt, dass der auf seinem Rosse dahingaloppierende Jäger sie nicht erreichen kann.

Nach dem Bundehesch 3. Kap. sprang Agromainyus, der Anführer der Daevas im Reiche Ahrimans, in der Gestalt einer Schlange vom Himmel auf die Erde herab und übte hier seinen verderblichen Einfluss auf alle Wesen aus. Es besteht ein fortdauernder Kampf zwischen dem Reiche Ahuras und dem Ahrimans. Am Ende der Zeiten aber siegt Ahura mit den Jazatas über Ahriman und die Schlange. Die Entscheidungsschlacht erfolgt auf der zum Himmel führenden Brücke.

Inhaltsverzeichnis.

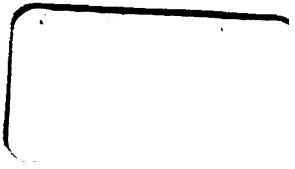
Seite

I. Der geprellte Teufel, das altchristliche Dogma von der Versöhnung und der germanische Götterglaube . . . . 1—18
II. Der geprellte Teufel als Baumeister . . . . . 19—56
III. Der geprellte Teufel als Freiersmann . . . . . 57—67
IV. Der geprellte Teufel in seinen Anspruch auf Erdland und Bodenfrucht . . . . . 68—79
V. Der bei seinen Wetten geprellte Teufel . . . . . 80—87
VI. Der kluge Schmied und der geprellte Teufel . . . . . 88—98
VII. Der geprellte Teufel als Helfer der Menschen in allerlei Notlagen und Anliegen . . . . . 99—107
VIII. Der dumme, geprellte Teufel . . . . . 108—124
Nachtrag. Zur jüdischen Lehre vom Teufel im talmudischen Zeitalter. . . . . 125—128

3 333

April 1971

WESBY



April 1971

WESBY

3 2044 089 038 376